Die Predigten vom Pfarrer Dr. Peter Müller - Goldkuhle

Gesammelt von Dr. Andrzej Czapliński

	Seite
Der Auferstandene	- 02
Der Einzige	- 03
Es ist der Herr	- 06
Menschwerdung Gottes	- 08
Die Menschwerdung des Menschen und die Menschwerdung Gottes	- 10
Fleisch für das Leben der Welt	- 12
Der Paraklet	- 14
Das christliche Menschenbild	- 17
Ich bin die Tür	- 20
Der Widerspruch *(zum Christ-Königs-Sonntag)*	- 22
Mystik	- 24
Christentum – universal	- 28
Der Christus	- 29
Die Urgemeinde	- 32
Mysterium tremendum	- 35
Mariä Himmelfahrt *(Die aktualisierte Osterbotschaft)*	- 37
Die Emmaus –Jünger	- 39
1650 Jahre – Augustinus	- 41
Zur Bergpredigt	- 43
Barmherzigkeit, - nicht Opfer	- 46
Neuer Wein in alten Schläuchen	- 48
Die Heilung des Blindgeborenen	-50
Essen mit unreinen Händen	- 52
Ich möchte wieder sehen können	- 54
Den Unmündigen geoffenbart	- 57
Die törichten und die klugen Jungfrauen	- 59
Welcher Reiche wird gerettet werden!	- 61
Das königliche Hochzeitsmahl	- 63
Das Leistungsprinzip	- 65

	Seite
Die andere Perspektive	- 63
Stückwerk ist unser Erkennen	- 70
Der kleine Friede im großen Krieg	-72
Wohin will unsere Welt?	- 74
Zwei Welten?	- 77
Ein Kommunikationsproblem	- 79
Gott und Mensch	- 81
Jesus – Brücke zum Leben	- 82
Der Auferstandene und wir	- 84
Christus, mein König– dir allein	- 86
Heiliger Geist (Q)	- 88
Inspiration der Heiligen Schrift	- 90
Pfingstler	- 92
Der Glaube der Emmausjünger	- 94
Berufen als Heilige	- 96
Unsere Heimat ist im Himmel	- 98
Im Angesicht des Todes	- 101
Werden nur wenige gerettet?	- 103
Haltet euch bereit!	- 105
Für Gott sind alle lebend	- 107
Skiron	- 110
Askese als Waffe?	- 111
Der „ungerechte“ Verwalter	- 113
Gott wird Mansch	- 115
Seht das Lamm Gottes!	- 117
Josef und die eine Taube	- 120
Die Fußwaschung	- 121
Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet	- 124
Sprachspiele	- 126
Dämonen	- 128
Für uns	- 131
Petrus und der Papst in Rom	- 134

Der Auferstandene - 01

Immer wenn wir von Auferstehung sprechen oder hören, vom Vorgang der Auferstehung Jesu, von der Person des Auferstandenen, vor seiner Leiblichkeit, vom leeren Grab oder von der Hoffnung der Christen auf ein Leben nach dem Tod, dann befällt uns ein eigentümliches Gefühl der Fremdheit. Und die einen deuten dieses Gefühl so, als sei das alles dummes Zeug. Die andern werden durch dieses Gefühl der Fremdheit angeregt, die Andersartigkeit dessen zu ahnen, wovon da die Rede ist.

So haben auch die biblischen Erzählungen über die Auferstehung und den Auferstandenen ein eigentümliches Fluidum. Gleich bei der ersten Sätzen spürt man: Hier geht es um etwas anderes. Hier geht es nicht um irdische Sachverhalte, nicht um reportageartige Berichte. Die Texte haben etwas Zittríges, etwas Oszillierendes an sich, und die Widersprüchlichkeit in den Texten, die immer schon aufgefallen ist, beruht weder auf Unkenntnis noch auf mangelnder Logik. Sondern: Die Widersprüchlikeit ist ein sprachliches Gestaltungselement, um den Leser aufmerksam zu machen auf die Andersartigkeit des Gemeinten, um ihn heranzuführen an eine mystische Wirklichkeit.

Der Auferstandene ist plötzlich da, und dann ist er wieder nicht da. Man kann man ihn sehen, mal kann ihn nicht sehen. Zu Magdalena sagt er: „Rühre mich nicht an!“, - zu Thomas sagt er: „Rühre mich an!“ „Hier die Male der Nägel und die Seitenwunde.“ Mal ist er raumlos und kommt bei geschlossenen Türen herein, mal ist er raumhaft, so dass der Stein vom Grab erst weggewälzt werden muss und er vor den Augen der Jünger ein Stück gebratenen Fisch verzehrt. Mal entsteht der Eindruck, er sei ein Gespenst, mal entsteht der Eindruck, er sei irdisch - real wie vor dem Tod am Kreuz. Die Widersprüchlichkeit ist also ein sprachliches Gestaltungselement, um uns heranzuführen an eine mystische Wirklichkeit.

Ähnliches gilt von Bildhaftigkeit der Ausdrücke, mit denen wir das wundersame Geschehen formulieren.

- Wenn wir sagen, er sei „auferstanden“, dann ist da vom Bild her zunächst einmal an einen Liegenden gedacht.
- Wenn wie sagen, er sei „auferweckt worden“, dann ist da zunächst einmal an einen Schlafenden gedacht.
- Wenn wir sagen, er sei in den Himmel „aufgefahren“, dann ist da zunächst einmal an einen Transport gedacht auf einem Wagen mit Rädern.

Diese Bilder sprechen alle von einem neuen Zustand nach dem Tod. Der Tod selbst scheit darin nicht besonders wichtig zu sein: wenn da einer schläft, wenn da einer im Wagen wegfährt. Auch bleibt von dem früheren Zustand nichts übrig: nichts von dem Liegenden, nichts von

dem Schlafenden, nichts von dem Reisenden. Und dann ist es konsequent zu denken, dass das Grab auch leer sei, wenn der neue Zustand erreicht ist.

Daneben findet sich eine zweite Reihe von Bildern, die eine andere Vorstellung nahe legen. Etwa bei Paulus:

- „Wenn unser irdisches Zelt abgebrochen wird, dann haben wir …ein ewiges Haus im Himmel“ (2Kor 5,1). Da geht es auch um einen neuen Zustand nach dem Tod, aber die Trümmer des irdischen Zeltes bleiben auf Erden zurück.
- Ähnlich das Bild vom Kleid: Das irdische Kleid wird abgelegt, das himmlische angezogen.
- Und so auch das Bild vom Weizenkorn, das in die Erde gelegt wird und verwest, aus dem aber das neue Leben hervorwächst

In dieser zweiten Reihe geht es also um Bilder, wo vom dem früheren Zustand etwas zurückbleibt. Diese Bilder finden sich vor allem in den Briefen des Apostel Paulus, Er schreibt deshalb auch nichts von einem leeren Grab. Das ist die andere Bildreihe. Beide Bildreihen werden gemalt, um die Botschaft von jenem Andersartigen zu artikulieren. Aber weil es eben Bilder sind, die einen Sachverhalt veranschaulichen wollen, darf man die Einzelheiten der Bilder nicht unmittelbar wörtlich verstehen. Sondern das Bild als Ganzes drückt aus, was gemeint ist: der Übergang von unserem irdischen Leben, das wir kennen, in ein Leben bei Gott, das wir nicht kennen, -Bilder einer mystischen Wirklichkeit, - Bilder unserer Hoffnung

„ Der Einzige“ - 02

Ein kultivierter moderner Mensch hat keine Schwierigkeiten, die großen Gestalten der Menschheitsgeschichte respektvoll zu würdigen: Dichter, Maler und Philosophen, Musiker und Erfinder. – Ein moderner Mensch hat auch keine Schwierigkeiten, die großen Gestalten der Religionsgeschichte respektvoll zu würdigen: Mose und Buddha, Zarathustra und Mohammed, Sokrates und Jesus. Sie alle haben einen Beitrag geleistet zur Vermenschlichung – zur Kultivierung des Menschen. – Der moderne Mensch empfindet es aber als unerträglich, wenn die Christen behaupten, Jesus von Nazareth gehöre gar nicht in diese Reihe. Er sei unendlich größer und ganz anders als alle Propheten und Religionsstifter vor

ihm und nach ihm. Eine solche Behauptung erscheint modernen Menschen als Anmaßung und als Zumutung.

Genau das aber ist christliches Selbstverständnis. Man kann nicht Christ sein, wenn man Jesus von Nazareth nur als begabten Wanderprediger akzeptiert, als Propheten vielleicht oder als Religionsstifter. Nach christlichem Verständnis ist er „der Einzige“

Mancher erinnert sich vielleicht daran, dass das Zweite Vatikanische Konzil sich mehrfach mit dieser Frage beschäftigte. Da wurden erste Schritte Gemacht, um die anderen Religionen in ihrer Eigenart, zu sehen und zu würdigen, ohne dabei das typisch Christliche preiszugeben. – Das erste Gebetstreffen der Religionen in Assisi, zu dem der Papst (J - Paul II) eingeladen hatte, fand im Jahr 1986 statt. – Erste Schritte.

Einen besonderen Bereich bildet dabei das Verhältnis der Christen zu den Juden; - einerseits, weil das ganze Christentum auf dem Judentum aufruht, - andererseits weil die 2000 – jährige Geschichte des Christentums in Bezug auf die Juden bedrückend ist. Sicher gab es auch Theologische Ansätze, die das Judentum als solches respektierten. Aufs Ganze gesehen aber muss man konstatieren: Der jahrhundertealte christliche Judenhass war schlimm und hat zu zahlreichen Untaten geführt; darüber hinaus hat er den Boden gedüngt, auf dem später die Verbrechen der deutschen Nationalsozialisten wachsen konnten.- An dieser bitteren Einsicht führt kein Weg vorbei

Wenn wir deshalb heute über jüdische Religion Sprechen – als Christen und als Deutsche – dann dürfen wir die Last der Geschichte nicht wie ein sperriges Gepäckstück an der Garderobe abstellen Wir müssen das Vergangene in Hinterkopf haben, wenn wir über Gegenwärtiges reden wollen.
Das gilt zum Beispiel für unsere heutige Lesung aus Hebräerbrief. Der Verfasser des Briefes ist uns dem Namen nach unbekannt. Durch sein Schreiben erweist er sich als kenntnisreicher und eigenständiger Theologe

Hauptthema seines Briefes ist die überragende Stellung des Gottessohnes Jesus Christus: Er ist der Einzige. Er hat „ein für allemal“ die Brücke geschlagen zu Gott hin. Er ist unvergleichlich. Sein Werk gilt „für immer“ – Solche Gedanken sind für uns Christen selbstverständlich. Der Hebräerbrief erreicht diese Aussage allerdings nur durch Abwertung der jüdischen Religion. Und da beginnt das Problem

Auf weiten Strecken des Briefes verwendet der Verfasser eine Argumentationsfigur, die für ihn typisch ist: Er stellt den jüdischen Glauben und den christlichen Glauben einander gegenüber. Da gibt es Vergleichspunkte; aber das Christliche ist allemal das Bessere: Die jüdische Propheten waren nur Vorläufer, das jüdische Priestertum war nutzlos und all seine Opfer waren unwirksam. Die jüdische Religion wäre demnach schlicht überflüssig

Eine solche Argumentationsfigur können wir heute nicht mehr verwenden. Dafür ist in der Vergangenheit zu viel passiert. Aber wir müssen sie auch nicht verwenden. Wir haben als Christen eine andere Möglichkeit: Wir können die Gedanken des Apostels Paulus aufgreifen, wie er sie in den Kapiteln 9 bis 11 des Römerbriefs vorträgt.
Sinngemäß etwa so: Gott hat Menschen zwei verschiedene Wege eingeräumt. Die Juden gehen ihren Weg, die Christen den ihrigen. Das gibt es zwar ein ständiges Spannungsverhältnis zwischen beiden, aber beide Wege sind gottgefällig. – Warum das so ist, bleib uns verborgen. Es liegt an der Unbegreiflichkeit des göttlichen Ratschlusses – So etwa der Apostel Paulus im Römerbrief.

Wenn man diesen Gedanken einmal aufgenommen hat, dann kann man – unter Vorbehalt – auch wieder Hebräerbrief lesen. Dann kann man die christliche Botschaft aus dem Hebräerbrief heraushören, ohne Gleichzeitig die Abwertung der jüdischen Religion mitzumachen.

Es geht also um eine grundsätzliche Frage:
Wie verhält sich der christliche Glaube zu dem anderen Religionen? – Ein Vergleich kann vielleicht helfen zum leichteren Verständnis: Wer bei uns als

Mann glücklich verheiratet ist, der mag seine Frau als die hübscheste, netteste und beste Ehefrau der Welt betrachtet. Das ist in Ordnung. Doch er wird kaum auf die Idee kommen, anderen zu bestreiten, dass sie vielleicht ein ähnlich sympathisches Verhältnis zu ihrer Ehepartnerin haben. – Die eigene Entschiedenheit braucht die Entschiedenheit der andern nicht zu bestreiten

Vielleicht könnte dieser Gedanke als Model dienen um das Zusammenleben der verschiedenen Religionen zu ermöglichen, ohne es mit objektiver Relativierung bezahlen zu müssen. – Wenn man dagegen die eigene Religion nicht mehr ernst nimmt, hat man gleichzeitig die anderen Religionen mit abgewertet.

Wir Christen dürfen deshalb die grandiosen Aussagen des Hebräerbriefes uns ganz zu eigen machen. Sie sind Inhalt unseres Glaubens und Gegenstand unserer Hoffnung –
Für uns Christen ist Jesus Christus „der Einzige“

Es ist der Herr – 03

Wie ein Dunstschleier liegt es über unserem heutigen Evangelium: Es klingt so sonderbar, so entrückt, vielleicht gar gespenstisch – Eine eigentümliche Kombination von Greifbaren und Ungreifbarem.

Auf der einen Seite reportageartige Angaben:
- die Namen der beteiligten Personen
- der Ort des Geschehens
- die Uhrzeit
- das Ausfahren der Fischer und ihr Misserfolg

Auf der andern Seite das Wundersame:
- der Fremde am Ufer
- der abstruse Rat, das Netz auf der andern Seite des Bootes auszuwerfen
- der ungewöhnlich reiche Fischfang
- die eigentümliche Art des Erkennens.

Dieser Dunstschleier über unserem Evangelium gehört mit zur Botschaft. Wer die Andersartigkeit des Geschehens nicht spürt, hat *gar* nichts begriffen

Mit „Auferstehung“ meinen wir ja nicht, dass da einer tot war und dann wieder lebendig wurde. Wir meinen nicht, dass er einfach in den gewöhnlichen

Alltag zurückkehrte und so weiterlebte wie vor dem Karfreitag. So nicht.

Nein, mit „Auferstehung“ meinen wir den Durchbruch in eine neue Wirklichkeit. Früher nannte man diese neue Wirklichkeit „Verklärung“. Aber das Wort „Verklärung“ hilft uns heute nicht weiter.

Jesus von Nazareth wurde gekreuzigt und ist am Kreuz gestorben. Aber er ist nicht im Tod stecken geblieben, sondern Gott hat ihn zu sich genommen. Diese Aufnahme bei Gott hat ihn verwandelt. Er ist kein Irdischer mehr. Er lebt in einer anderen Weise Er lebt in überirdischer Wirklichkeit.

Wo diese überirdische Wirklichkeit in unsere irdische Wirklichkeit hineingreift, da entsteht dieser Dunstschleier des Mystischen. Hinter diesem Schleier versagen unsere physikalischen Gesetze; da hilft nicht unser gesunder Menschenverstand. Da bewegt sich etwas anderes

An der Frage des Erkennest kommt es hier im Evangelium am deutlichsten zum Ausdruck.
Da heißt es:

„Als es schon Morgen wurde, stand Jesus am Ufer. Doch die Junger wussten nicht, dass es Jesus war“ Vielleicht war er noch zu weit entfernt. Aber er spricht schon zu ihnen: „Meine Kinder, hab ihr nicht etwas zu essen?“ Weit entfernt ist er da nicht mehr, wenn er sie so fragen kann. Aber auch an der Stimme erkennen sie ihn nicht.
Und am Schuss heißt es: „Keiner von den Jüngern wagte ihn zu fragen: „>Wer bist du<“ – Das heißt: Normal mit den Augen erkennen, konnte man ihn auch da nicht.
Der erste, der ihn erkannte, war „der Jünger den Jesus liebte“. Er sagte zu Petrus: „Es ist der Herr.“

Mystisches Erkennen geht offenbar anders.
Liebende Nähe aber ist ein Weg dorthin. Man sieht nur mit dem Herzen gut“, heißt es bei Saint Exupéry im „Kleinen Prinzen“. Dieser Gedanke kann auch für uns eine Hilfe sein. Das Sehen mit dem Herzen öffnet den Zugang zu jener anderen Wirklichkeit. Darum dann am Schluss – wie gesagt: „Keine von den Jüngern wagte ihn zu fragen: >Wer bist du?< Denn sie wussten, dass „es

der Herr war“ – Da ist der Schleier weggezogen:
Die Jünger begegnen dem Auferstandenen.

Uns heute geht es ganz ähnlich. Jeder Versuch, den Auferstandenen zu begreifen. – mit physikalischen Kategorien, mit biologischen Kategorien oder mit theologischer Hirnakrobatik – jeder Versuch solcher Art kann nur scheitert an der Andersartigkeit jener neuen Lebensweise

Die regelmäßigen Umfragen im „Spiegel“ oder im „Focus“ zum Glauben der Deutschen sind aus diesem Grund eine einzige Peinlichkeit. Die Andersartigkeit der Welt Gottes wird von den Fragestellern gar nicht wahrgenommen. Sie fragen nach Inhalten des Glaubens, wie man nach den Einzelheiten einer Waschmaschine fragt,

Einen gläubigen Menschen muss das nicht irritieren. Unsere Erkenntnismethode ist das sehendes Herz. So öffnet sich die Welt des Mystischen – jedem Kind, jedem Theologen, jedem, der glaubt. Denn: „Man sieht nur mit dem Herzen gut“

Menschwerdung Gottes - 04

Wenn wir Menschen anfangen zu denken, dann Denken wir gern „linear“, auf einer Linie, gradlinig. Und eine Linie hat zwei Richtungen: hin und her, rechts und links. Solches Denken fällt uns leicht. Verstärkt wird dieses Denken heute durch die Technik. Auch die Technik ist linear konstruiert, - nach dem „Dualsystem“, nach dem „Binärsystem“; Entweder es funktioniert, oder es funktioniert nicht; es fließt Strom, oder es fließt keiner.

Solches Denken ist einfach und praktisch. Unsere Maschinen und Computer funktionieren auf diese Weise. Aber dieses Denken hat einen großen Nachteil: *Nur Maschinen* funktionieren auf diese Weise. Alles andere in der Welt – das Wachstum des Waldes, die Wirtschaft, das Wetter, die Gesellschaft, die Politik, der einzelne Mensch – sie alle funktionieren nicht linear, sonder sind viel komplizierter. Die nichtmaschinelle Wirklichkeit ist multikausal, systemgebunden oder „vernetzt“ wie man heute sagt.

Kurzes Beispiel dazu. Wenn einer die Menschen einteilt in gute und böse, dann hat er ein einfaches Denkmodell zur Verfügung; aber mit der Wirklichkeit der Menschen hat das nicht viel zu tun. Denn alle Menschen sind vielschichtig. – und verflochten; sie sind gut und böse gleichzeitig. Die Wirklichkeit ist also komplizierter als das Denkmodell wahrhaben will.

Was da im normalen menschlichen Bereich gilt, das gilt im verstärkten Maß für den Glauben. Wer nur linear denkt, der denkt an der Wirklichkeit des Glaubens vorbei. Und wer mit linearem Denken in der Bibel liest, der liest am Text vorbei. Man muss die Vielschichtigkeit der Texte heraushören; man muss das Oszillieren der Sätze spüren, wenn man ahnen will, was da gemeint ist.

Beispiel dafür ist am heutigen Sonntag der Begriff „Menschwerdung Gottes“. Linear gedacht ist dieser Begriff unsinnig: Entweder ist der Jesus von Nazareth Mensch, dann ist er Geschöpf, - zeitlich, endlich und unvollkommen; oder er ist Gott; dann ist er eben kein Geschöpf. – überzeitlich, unendlich und vollkommen. Mit linearem Denken kann man nicht beides auf einen Nenner bringen; Man hört nur Unsinniges heraus

Nehmen Sie etwa das gewaltige Kapitel -1 des Johannesevangeliums. Das heißt es unter anderem, dass alle gläubigen Christen auf ungeschlechtliche Weise geboren seien. Lesen Sie es zu Hause einmal nach. Alle Gläubigen seien auf ungeschlechtliche Weise geboren. Wenn Sie es linear verstehen, ist dieser Gedanke unsinnig. Sobald Sie aber ahnen, dass da eine andere Art von Kindschaft gemeint sein könnte, dass wir also nicht nur biologisches Kind unserer Eltern sondern auch Kind Gottes sind, - dann dämmert es vielleicht

Oder nehmen Sie Offenbarung -14. Dort werden alle Erlösten als „Jungfrauen“ bezeichnet. Wenn Sie es linear verstehen, ist der Gedanke unsinnig

Oder denken Sie an unser heutiges Evangelium aus Lukas -1. Wer es rein biologisch deutet, liest am

Text vorbei. Denn erstens kann man den Heiligen Geist nicht zu einem biologischen Sachverhalt machen, und zweitens bieten rein biologische Sachtverhalte keine theologische Aussage. – Das Umgekehrte geht aber auch nicht: Wer unser Evangelium rein spiritualistisch deutet, der liest ebenfalls am Text vorbei. Denn dann wäre Jesus nicht richtig geboren, Maria nicht seine richtige Mutter und er selbst wäre kein richtiger Mensch.

Nur wer das Zittern der Texte heraushört, wer das Oszillieren der biblischen Sätze spürt, nur der kann ahnen, was da gemeint ist: der unbegreifliche Vorgang, dass Gott Mensch wird. Der unbegreifliche Gott wird weltlich, ohne aufzuhören, Gott zu sein. Gott selbst wird in Jesus Christus unser Bruder. Und was wir dem Geringsten seiner Brüder getan haben, das haben wir ihm getan.

Die Menschwerdung des Menschen und die Menschwerdung Gottes - 05

Die Paläanthropologie ist die Wissenschaft von den Menschen der Steinzeit. Eines der wichtigsten Ereignisse jener Frühzeit bestand darin, dass die Menschen begannen ihre Toten zu bestatten. Sie haben ihre Toten nicht mehr einfach liegen gelassen oder irgendwo verscharrt, sondern sie begannen, sie mit einem Zeremoniell feierlich zu bestatten.

Wenn man die Primitivität der früher Lebensformen bedenkt, dann ist das ein Vorgang von unglaublicher Tragweite. Das heißt: Seit ihrer Frühzeit haben die Menschen geahnt, dass sie nicht bloß bessere Säugetiere sind, sonder mehr als das. Sie haben einen Kult entwickelt, ihre Toten bestattet und eine frühe Form von Religion praktiziert. Nicht einfach aus Angst vor den Naturgewalten, wie einige meinten. Vor Blitz und Hochwasser konnte man ja in der Tat Angst haben. Aber es gab keinen Grund, vor Sonne und Mond Angst zu haben, vor Bäumen und Quellen Angst zu Haben. Nicht die Angst ist der Ursprung der Religion, sondern das Staunen und Ahnen. Damit beginnt die Menschwerdung des Menschen. Die Menschwerdung des Menschen geschieht also gleichzeitig mit dem Ahnen des Göttlichen

Später haben die Menschen ihre Sprache kultiviert und eine Schrift entwickelt. Mit dem Auftreten der

Schrift beginnen die Hochkulturen. Gleichzeitig verfeinert sich das religiöse Empfinden, verfeinern sich Ehrfurcht und Gebet. Unter allen Völkern der Erde nimmt da das Volk Israel eine besondere Stellung ein. Die einen sagen: Das Volk Israel besaß eine besondere religiöse Begabung. Die andern sagen: Gott hat sich diesem Volk in besonderer Weise zugewandt. Vermutlich sind dies die zwei Seiten der selben Medaille. Jedenfalls hat man dort mit einer bis heute unbegreiflichen Hellsichtigkeit geahnt, dass Gott nicht ein Teil dieser Welt sein kann, - dass Gott weder abbildbar noch manipulierbar ist, - und dass der israelitische Volksgott Jahwe nur dann Gott ist, wenn er zugleich der Gott aller Menschen ist. Man hat mit unbegreiflicher Hellsichtigkeit geahnt, dass die Würde des Menschen nur von Gott herkommen kann, - und so sprach man vom Menschen als „Ebenbild Gottes" – geahnt, dass das „Heil", die Rettung des Menschen nur von Gott herkommen kann, - wie es etwa beim Propheten Jesaja heißt: „Gott selbst wird kommen und euch erlösen," Und damit sind wir dann endlich beim heutigen Fest, „Gott selbst wird kommen und euch erlösen,"

Die Menschwerdung des Menschen und die Menschwerdung Gottes gehen Hand in Hand. In dem Kind, das da geboren wird, erreichen die Menschwerdung des Gottes ihren unüberbietbaren Höhepunkt. Das ist der „Immanuel", der „Gott mit uns", von dem Jesaja spricht (Jes 7, 14)

Rational zu erkennen oder kognitiv zu begreifen oder logisch zu beweisen, gibt es da nicht. Es geht um ein gesamtpersonales Ahnen Als die Menschen der Steinzeit begannen, ihre Toten zu bestatten, da gab es auch nichts zu beweisen. Es war ein Ahnen

So ist es geblieben bis zum heutigen Tag. Dass dieses Kind in der Krippe für uns „Anker der Hoffnung" sein soll, das kann man nur ahnen, dass dieser Jesus, den sie dann später getötet und begraben haben, eine Erwartung über den Tod hinaus begründen könnte, das kann man nur ahnen. Dass mit diesem Jesus von Nazareth die ganze Menschheit eine Orientierung auf Gott hin erfahren hat, dass also aus der Weltgeschichte eine

Heilsgeschichte geworden sein soll – das kann man nur ahnen.
Viele tragen ein solches Ahnen in sich. Selbst mancher, der sich vielleicht verärgert von der Kirche abgewandt hat, mag sich von dem Kind in der Futterkrippe trotzdem nicht trennen. Das Ahnen des Göttlichen hält ihn fest.

Auch Weihnachten im 2007 lebt von dieser Ahnung. Sie lässt in uns die Hoffnung keimen, dass Menschlichkeit möglich sei, - dass wir allem Widersprüchlichen zum Trotz einer guten Zukunft entgegengehen – und dass wir selbst am Ende unseres Lebens bei Gott unser Zuhause finden.
Und das alles, weil die Menschwerdung des Menschen und die Menschwerdung Gottes Hand in Hand gehen.

Wundert es uns da, dass so viele gern Weinachten feiern?, dass so manche an Weinachten ihren eigenen guten Kern wieder entdecken?, dass Weinachten in einem umfassenden Sinn ein so frohes Ereignis ist? – Mich wundert das nicht

„Mein Fleisch – für das Leben der Welt“ - 06

Zu den Besonderheiten des Johannes-Evangeliums gehört der gezielte Umgang mit Missverständnissen. Sie erinnern sich: Den Pharisäern sagt Jesus, er könne den Tempel, wenn man ihn abreiße, in drei Tagen wieder aufbauen. – Aber: Er meint den Tempel seines Leibes und spricht von seiner Auferstehung.
Zu Nikodemus sagt er: „Wer nicht wiedergeboren wird, kann das Reich Gottes nicht schauen“ – Da fragt Nikodemus: „Wie soll einer geboren werden, wenn er schon alt ist?“
Zu der Frau am Jakobsbrunnen spricht Jesus vom „lebendigen Wasser“. Und die Frau fragt ihn: „Herr, du hast keinen Eimer, und der Brunnen ist tief; woher willst du das lebendige Wasser haben?“

Der gezielte Umgang mit Missverständnissen, - die Verwechslung von wörtlichem Verständnis und übertragenem Verständnis, die Verwechslung von physischer Wirklichkeit und mystischer Wirklichkeit, dieser sprachliche Kunstgriff soll die Andersartigkeit dessen verdeutlichen, was da gemeint ist.

Nun gibt es so etwas sprachlich auch bei uns im profanen Raum. Wenn wir hier etwa Obst verteilen und sagen: „Pro Kopf zwei Äpfel“, dann machen wir etwas Ähnliches. Die Äpfel sind ja nicht nur für

den Kopf, sonder für den ganzen Menschen gedacht
Ein Teil wird genannt, aber gemeint ist das Ganze

Oder denken Sie an die Redewendung. „Jemanden Auf Herz und Niere prüfen.“ Da geht es ja nicht um eine Untersuchung beim Internisten, sonder um eine geistige oder juristische Prüfung. – Die Wendung stammt aus Psalm -7.

Biblisch ist auch das Bildwort von „Fleisch und Blut“. Da geht es nicht um einen Schlachtvorgang beim Metzger; sondern „Fleisch und Blut“ stehen da für den ganzen Menschen. So kann man bei uns sagen, etwas, was mir zur selbstverständlichen Gewohnheit geworden ist, sei mir in „Fleisch und Blut“ übergegangen. Das Bildwort von „Fleisch und Blut“ steht also für den ganzen Menschen.

In diesem Sinn redet Jesus hier in unserem Evangelium heute von „Fleisch und Blut“; „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben“ – Das heißt: „Wer sich mit mir ganz vereint, der nimmt Teil am Leben Gottes“. Fleisch und Blut stehen also für den ganzen Jesus als Person.

Doch da passiert es wieder, das Missverständnis. Die Juden streiten sich untereinander und fragen: „ Wie kann er uns sein Fleisch zu essen geben?“ An Kannibalismus braucht man da gar nicht zu denken. Es genügt die physische Unmöglichkeit. Aber das Bildwort von „Fleisch und Blut“ will ja gar nicht physisch verstanden werden sondern symbolhaft. Es steht symbolhaft für den ganzen Jesus und symbolhaft für das Essen und Trinken beim Abendmahl.

Das gezielte Missverständnis soll also die Andersartigkeit dessen verdeutlichen, was da gemeint ist. Für gläubige Christen ist das eigentlich nie eine Frage gewesen. Und es ist ärgerlich genug, wenn „Der Spiegel“ oder der „Westdeutsche Rundfunk“ den Christen gelegentlich etwas anderes Unterstellen.

Wenn man das aber einmal realisiert, dass „Fleisch“ hier für den ganzen Christus steht und dass „Blut“ hier für den ganzen Christus steht, dann wird auch der Zusammenhang mit dem Vorhergehenden deutlich. Dort sagt Jesus: „Ich bin das Brot des Lebens“ – „Ich bin das lebendige Brot“ Indem wir von diesem Brot essen und miteinander Mahl halten, gehen wir eine innige Gemeinschaft

mit ihm ein. – Das wird ausgedrückt mit der Formel „.… der bleibt in mir, und ich bleibe in ihm“..
Physikalisch gesehen, geht ein solch wechselseitiges das Einzigartige an diesem Geschehen aus: eine Gemeinschaft, wie sie enger nicht gedacht werden kann, - aber nicht als Verschmelzung, sonder als personale Begegnung: „…der bleib in mir, und ich bleibe in ihm.“

Als Kinder im Kommunionunterricht haben wir es vielleicht damals als Gebet gelernt, dieses

„Jesu, Jesu, komm zu mir!
O, wie sehn ich mich nach dir
Meiner Seele bester Freund,
wann werd ich mit dir vereint?“

Uns heute mag dieses Gebet kindlich, wenn nicht gar kindisch erscheinen. Aber es drückt genau das aus, was hier gemeint ist: die herzliche Verbundenheit mit Jesus Christus, wie sie inniger nicht gedacht werden kann. – „Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, der bleibt in mir und ich bleibe in ihm“

Der Paraklet - 07

Eines der großartigsten Gebote des Alten Testamentes ist das Bilderverbot: „Du sollst keine anderen Götter neben mir haben! Du sollst dir kein Schnitzbild machen noch irgend ein Abbild von dem, was am Himmel droben, auf der Erde oder im Wasser oder unter der Erde ist! Du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und sollst die nicht verehren!“ Exodus 20. In diesem Gebot sind drei wesentliche Elemente des Jahwe-Glauben s enthalten:

1. Die Dinge der Welt sind nicht göttlich, sonder von Gott geschaffen - 2. Der Mensch kann sich das Göttliche nicht verfügbar machen. – 3. Jahwe –Gott ist sehr anders, dass man ihn nicht abbilden kann, dass man kein Schnitzbild von ihm anfertigen kann

Das sind große Gedanken, Juden, Christen und Muslime fühlen sich diesen 3000 jährige Erbe verpflichtet. Gott ist so sehr anderes als alle Dinge dieser Welt, dass man ihn mit nichts vergleichen kann. Das tiefste Gebet wäre demnach das schaudernde Verstummen vor der Heiligkeit Gottes. Und bis in unsere Tage spüren fromme Menschen, dass die Stille vielleicht die höchste form des Gebets ist.

Aber weil wir Menschen sind, bleiben wir aufs Babbeln angewiesen. Wir müssen reden, - reden, um dem anderen Menschen zu begegnen, - reden, um unsere Hirnstruktur zu entwickeln, - reden, um Sachtverhalte wahrzunehmen. Wir müsse reden über alles, - vor allen über das, was uns besonders wichtig ist. Wenn Eheleute nicht mehr über ihre Gemeinsamkeit reden, dann stirbt die Gemeinsamkeit ab. Und wenn Gläubige nicht mehr über ihre Glauben reden, dann stirbt der Glaube ab. Daraus entsteht ein Dilemma: Eigentlich müsste man vor Gott schweigen, aber wir müssen trotzdem reden. Ein Dilemma. Die Beter des Alten Testamenten haben da im wesentlichen zwei Auswege gewagt: das Bild und die Abstraktion

Es war zwar verboten, ein Bild zu schnitzen, aber es war nicht verboten, ein Bild zu denken. So taucht da eine Vielzahl von solch gedachten Bilder auf. Sie erinnern sich: „Der Herr ist mein Hirt“. – Ein Gedankenbild. „Eine feste Burg ist unser Gott“ – „Jahwe ist König“ Gedankenbilder. Keiner der alten Beter aber wäre auf die Idee gekommen zu behaupten, in einem dieser Bilder sei nun endlich einmal klar gesagt, wer oder was Gott sei. Man wusste, dass Gedankenbilder nur Hilfen sind, um vielleicht ahnen zu können, worum es geht.

Der zweite Ausweg, trotzdem über Gott zu sprechen, ist schwieriger zu erklären: die Abstraktion, Die frommen Leute hatten ihre Erlebnisse mit Gott, ihre Heiligkeitserfahrungen. Daraus leiteten sie bestimmte Eigenschaften Gottes ab, oder „Wirkweisen“ Gottes, die Treue Gottes etwa oder seine Gerechtigkeit – sein Antlitz, das er uns zuwendet oder auch von uns abwendet – sein Wort, durch das er Welt erschafft und in dem er uns begegnet – sein Geist, den er aussendet, und alles wird neu – seine Anwesenheit, seine Nähe, sein Wohnen bei den Menschen – oder auch seine Weisheit

Und damit nicht einfach blasse Abstrakta bleiben, hat man sie personalisiert. Man hat sie personhaft gedacht im doppelten Sinn: Einerseits stehen diese Eigenschaften und Wirkweisen für Gott selbst. Deshalb kann man sie mit „Du“ anreden und um Hilfe bitten. Und andererseits: Die Eigenschafen Gottes werden gedacht wie Subjekte, die eigenständig handeln können. So spricht da etwa die Weisheit Gottes: „Es ist meine Freude, bei den Menschenkindern zu sein (Spr 8,31).

Oder: „Das Antlitz Gottes wendet sich gegen die Bösen.“ (Ps 34. 17). Oder: „Der Geist des Herrn lässt sich nieder auf ihm“ (Jes 11,2). Eigenschaften uns Wirkweisen Gottes treten auf wie eigenständige Personen. Keiner der alten Beter aber wäre auf die Idee gekommen zu behaupten, das seien andere Götter. Die Selbstverständlichkeit, dass Jahwe allein Gott ist, war nicht in Frage gestellt – weder durch die Gedankenbilder, noch durch die Abstraktionen, noch durch deren Personalisierung

Das Neue Testament war da allerdings noch vorsichtiger. Das lag vermutlich an der Auseinandersetzung mit der heidnischen Umwelt. Dort waren göttliche Eigenschaften durch Personalisierung zu neuen Göttern geworden. Sie erinnern sich vielleicht: Gerechtigkeit, Sieg, Friede, Schicksal als Dike, Nike, Eirene, Moira und andere. Vielleicht deshalb gehen die neutestamentlichen Schriften so vorsichtig mit den Eigenschaften Gottes um. Von göttlichen Eigenschaften ist da natürlich auch die Rede. Aber es wird überall vermieden, sie selbständig werden zu lassen: es wird vermieden, sie zu personalisieren.

Ausnahme macht allein das Johannesevangelium. Bei Johannes werden zwei Wirkweisen Gottes selbständig gedacht und personhaft formuliert: der Logos und der Paraklet, das Wort und der Helfer, der Beistand. Die Einzigkeit Gottes wird da sicher auch nicht in Frage gestellt, aber es wird eine wichtige Unterscheidung gemacht: Hier geht es nicht einfach um Eigenschaften Gottes, die wir Menschen nur so formulieren, weil wir etwas über Gott sagen wollen. Hier geht es um den Kern der Heilsgeschichte, um das Wirken Gottes in unsere Welt hinein: Der Logos, das Wort Gottes, ist Fleisch geworden in Jesus von Nazareth; und: Der Paraklet, der Beistand, Gottes Ausstrahlung hat irdische Menschen mit göttlicher Begeisterung erfüllt.

Der Logos, das Wort Gottes, wird in Jesus von Nazareth Mensch und hat deshalb ein eigenes Ich. Das geht uns noch ein. Aber auch der Geist Gottes wird als selbständiges Subjekt gedacht, als Paraklet, als Helfer, als Beistand – ohne dass deshalb die Einzigkeit Gottes aufgegeben wäre.

Über Menschwerdung müssten wir an anderer Stelle nachdenken. Der Geist Gottes aber ist das

Thema von Pfingsten. Und ich denke, dass kein gläubiger Christ da je verschiedene Götter verehren wollte. Aber die Ausstrahlung des Göttlichen wird von uns dynamisch uns intensiv erlebt, - so sehr, dass wir sie gar personhaft denken und personhaft anreden können. So etwa, wenn wir beten: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen!“ In diesem Sinn sind, auch die Parakletsätze des Johannesevangeliums zu verstehen

Da ist die Rede vom Geist der Wahrheit, den der Vater senden wird:

Er wird uns lehren und an alles erinnern
Er wird Zeugnis ablegen für Jesus Christus.
Er wird Sünde und Gerechtigkeit aufdecken.
Er wird den Gläubigen den Reichtum Gottes vermitteln

Im Johannesevangelium also wird der Geist Gottes als selbständiges Subjekt gedacht – als Helfer, als Beistand, als Paraklet – ohne dass deshalb die Einzigkeit Gottes aufgegeben wäre.

Natürlich könnte man fragen, wozu solch komplizierte Gedankengänge eigentlich gut sein sollen. Deswegen lassen wir es ja auch meistens. Aber wenn der eine oder die andere Gefallen daran findet, vertieft nachzudenken über unseren Glauben, dann hätte es sich am Ende doch noch gelohnt.

Das christliche Menschenbild - 08

Es ist gerade 15 Jahre her. Im Zusammenhang mit den atemberaubenden Umwälzungen in dem Länder Osteuropas haben wir hier in Mitteleuropas erlebt, was viele gar nicht mehr für möglich gehalten hatten: Aus den beiden deutschen Staaten wurde wieder einer. Ein neuer Abschnitt der Geschichte begann, - als Auftrag und Verpflichtung. Es sah so aus, dass die Volker Europas es endlich fertig bringen könnten, in Frieden miteinander zu leben und so weltweit zu einem Zeichen der Hoffnung zu werden

Vieles davon ist Wirklichkeit geworden, anderes blieb Bruchstück, wieder anderes blieb unerfüllt. Denn es ging ja nicht nur um die Frage: Wie lassen sich Staat, Wirtschaft und Gesellschaft neu organisieren? Es ging vor allem um das

Menschenbild, von dem aus die neue Ordnung zu entwerfen war. Da jedoch blieb vieles ungeklärt.

Wenn wir deshalb an Weinachten die Menschwerdung Gottes in Jesus Christus feiern, dann ist das vielleicht genau der richtige Zeitpunkt, um über dieses Menschenbild nachzudenken: **Wie hat Gott uns Menschen gewollt?** Lassen Sie mich Ihnen dazu fünf Punkte an die Hand geben.

Der erste Punkt: Die Souveränität Gottes. Der Mensch ist Gottes Geschöpf und deshalb nie absolut. Er ist eingebunden in eine Ordnung der Welt, die ihm vorgegeben ist.

Deshalb ist jeder Versuch des Menschen zum Scheitern verurteilt, sich an die Stelle Gottes setzen zu wollen – jeder Versuch, einen Menschen absolut zu setzen – mag er Herodes heißen oder Hitler, Stalin, Karl Marx oder so wie, - jeder Versuch, etwas vom Menschen Gemachtes absolut zu setzen, - den Staat oder eine Gesellschaftstheorie, das Wirtschaftswachstum oder eine Parteidoktrin. Alles, was wir Menschen sind und machen, bleibt relativ; absolut ist allein Gott

Der zweite Punkt: Das Ebenbild Gottes. Es ist einer der großartigsten Gedanken der Jüdisch-christlichen Tradition, dass der Mensch geschaffen wurde „nach Gottes Bild und Gleichnis“ Jeder einzelne Mensch trägt etwas Göttliches in sich. In unserer modernen profanen Sprache sagen wir dazu „Menschenwürde“ .

Dieser Begriff „der Mensch als Gottes Ebenbild“ beziehungsweise „der Mensch mit unverlierbarer Würde“, dieser Begriff enthält zwei Grundgedanken: **den Wert jedes einzelnen Menschen und die Verantwortung füreinander** Der Mensch ist Einzelwesen und Gemeinschaftswesen gleichzeitig

Deshalb ist jede Gesellschaftsordnung unmenschlich, die einen dieser beiden Grundgedanken vernachlässig. In der kollektivistischen Verzerrung heißt es dann: „Du bist nichts, dein Volk ist alles; Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. In der individualistischen Verzerrung heißt es: „jeder ist seines Glückes Schmied; - freie Bahn dem Tüchtigen; - wer auf der Strecke bleibt, ist selber schuld“.

Unmenschliche Verzerrungen. – Das jüdisch – christliche Liebesgebot dagegen sagt!“ Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!“ – Da steckt beides drin: das Recht des einzelnen und die Verantwortung für den anderen.

Der dritte Punkt: Der Mensch als Sünder.
„Und Gott sah alles, was er geschaffen hatte, und siehe, es war alles gut“ – So steht es am Anfang der Bibel, am Abend des sechsten Schöpfungstages. Wie es weiterging, ist bekannt: Das Ideal des Menschen zerfiel, der Mensch hat gesündigt und wurde in seinem Innern zum Sünder. Und dazu gehört dann die ganze traurige Geschichte der Menschheit bis zum heutigen Tag. Unser Erdball ist getränkt mit dem Schweiß, den Tränen und dem Blut seiner Bewohner, Sündhaftigkeit und Entartungsbereitschaft sind in uns tief verwurzelt. In der alten Theologie nannte man das „Erbsünde“

Diese Verwurzelung der Sünde im Menschen ist derart zäh, das jeder Versuch, ein neues Paradies zu schaffen, notwendigerweise in neuem Terror endet, Savonarola in Florenz, Johannes Calvin in Genf, Robespierre in Paris und die sozialistische Utopie eines irdischen Paradieses sind dafür die bekanntesten Beispiele.

Eine neue Ordnung von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft darf gern das Gute im Menschen wecken und fördern und soll das Böse im Menschen in Grenzen halten und verringern. Aber abschaffen können wir das Böse nicht. Die Menschen bleiben Sünder.

Der vierte Punkt: Das Kind in der Krippe
Die *Menschen* können das Böse nicht abschaffen, aber *Gott* kommt ihnen zu Hilfe, Gott selbst wird Mensch in Jesus Christus und lebt uns vor, wie er den Menschen ursprünglich gedacht hatte. – Das Sympathischste an dem Kind in der Krippe ist vielleicht seine Hilflosigkeit. Das Sympathischste am erwachsenen Jesus ist vielleicht seine Gewaltlosigkeit. Und das Sympathischste an seinem Ende ist Eindeutigkeit. Mit der er sich dem Leiden und dem Sterben anheim gibt – im Vertrauen auf den unbegreiflichen Gott.

Aber dieser Jesus ist für uns nicht nur Vorbild – als Idealmensch, sondern er ist der Heilbringer selbst, - der Mittler zwischen Gott und uns Menschen. An ihm machen wir unsere Hoffnung fest, auf ihn setzen wir unsere Erwartung, - unsere Hoffnung im Hinblick auf Sündhaftigkeit und Bosheit, unsere Hoffnung im Hinblick auf Sinnlosigkeit und Leiden und unsere Hoffnung über den Tod hinaus. Die Offenheit auf Gott hin gehört mit zu unserem Menschenbild.

Der fünfte Punkt: Beitrag der Christen. Wenn wir also daran gehen, eine Ordnung zu entwerfen für Staat, Wirtschaft und Gesellschaft, dann reicht es nicht, wenn die Christen Zeitung lesen und ihre Steuern bezahlen. Die Christen haben einen aktiven Beitrag zu leisten zum Wohl aller Menschen. Wir bringen unser Menschenbild ein in das Nachdenken über die künftige Gesellschaftsordnung . Und wir tun das in Theorie und Praxis. Das heißt: Wir versuchen etwas davon sichtbar zu machen, etwas von diesem christlichen Menschenbild – durch unsere Zuwendung zu dem andern.

Diese Liebe zu den andern ist die höchste form der Gottesverehrung. Gott selbst hat es uns vorgemacht, indem er selbst aus Liebe zu den Menschen, Mensch geworden ist.

Ich bin die Tür - 09

Wer Christ sein will, steht vor der Frage: „Wer ist dieser Jesus eigentlich?“ Die Leute damals standen vor dieser Frage, wir heute stehen auch davor: „Wer ist dieser Jesus?“
Vor allem im Johannesevangelium gibt uns Jesus selbst Antwort auf unsere Frage. Er tut das in Bildworten. So etwa wenn er sagt: „Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.“ In solchen Sätzen bringt er sein Selbstverständnis zum Ausdruck

Bei der Speisung der 5000 sagt er: „Ich bin das Brot des Lebens.“ – Bei der Heilung des Blinden sagt er: „Ich bin das Licht der Welt.“ – Bei der Auferweckung des Lazarus: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ – Und wo er von seiner Gemeinschaft mit uns Menschen spricht, sagt

er: „Ich bin der gute Hirt.“ – Ich bin der Weinstock.“ – Es sind Bilder, die er uns vorstellt, um sich und seine Aufgabe zu erklären. Und wir müssen diese Bilder anschauen, um ihn verstehen zu können.

Vorher aber noch müssen wir auf die Formulierung achten. Warum fangen alle diese Sätze an mit „Ich bin?“ Für die alten Leser des Evangeliums – für die jüdischen Leser und für die judenchristlichen Leser – war das ein Signal. Wer das Alte Testament kannte, der hörte da die alte Offenbarungsformel heraus: Gott selbst gibt sich in einem solchen Satz zu erkennen, seine Nähe zu den Menschen, seine Wirksamkeit innerhalb der Geschichte.

Das steht in Zusammenhang mit der Erzählung vom brennenden Dornbusch, wo Gott dem Mose sich offenbart; wo er ihm seinen Namen nennt: „Jahwe - Ich bin –Ich bin der, der da ist – Ich bin der, der für euch da ist“
Die Offenbarungsformel Gottes
In den „Ich –bin -Sätzen“ Jesus ist deshalb immer auch seine göttliche Herkunft angesprochen. Diese Sätze haben immer ein besonderes Gewicht.

Aber nun zu den Bildern, die da verwendet werden. Es sind von allen Bilder des Kontrasts. Im Leben der Menschen gibt es viel Schweres und viel Trauriges. Dem stellt Jesus sich und seine Botschaft gegenüber: Der Dunkelheit, der Finsternis, der Blindheit stellt er sich gegenüber: „Ich bin das Licht.“ – Der Sehnsucht der Menschen, der Durst, dem Hunger stellt er sich gegenüber: „Ich bin das lebendige Wasser.“ „Ich bin das Brot des Lebens.“ – Dem Tod und der Vergänglichkeit stellt er sich gegenüber: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ - Dem Alleinsein, der Einsamkeit und der Vereinzelung stellt er sich und seine Gemeinschaft gegenüber: „Ich bin der Weinstock, ihr seid die Reben.“ – Jesus sieht also sich und seine Botschaft als Kontrast zu all dem Traurigen, das uns im Leben begegnet. Er selbst ist der Inhalt der „Frohen Botschaft“

Leisten aber kann er das nur, weil er von Gott kommt. *Er* schlägt die Brücke zwischen Gott und den Menschen. *Er* ist der Mittler zwischen Gott und

Mensch. Durch *ihn* finden wir zur Gemeinschaft mit Gott, dem Vater. Darum kann er hier in unserem heutigen Evangelium sagen: „Ich bin die Tür.“ – Wer da hindurchgeht, soll von seiner Last und von seinem Kummer befreit werden und zum Leben finden bei Gott.

Das ist die Situation, vor der auch wir stehen. Lassen wir uns auf ihn ein? Erleben wir hier in der heiligen Messe unsere Verbundenheit mit ihm? Gelingt es uns, aus dieser Verbundenheit die Kraft zu schöpfen, mit der wir die kommenden Wochen und Monate bestehen wollen? – *Er* ist die Tür. „Wer da hindurchgeht, wird gerettet werden.“

Der Widerspruch
(zum Christ-Königs-Sonntag) - 10

Die Israeliten waren aus Ägypten ausgewandert und hatten sich Land Kanaan niedergelassen. Dort bildeten sie etwa 200 Jahren lang einen losen Verband von einzelnen Stämmen. Von Zeit zu Zeit traf man sich zu einem gemeinsamen Landtag, wo man sich miteinander beriet und Beschlüsse fasste. Für die Ordnung im Land sorgten die so genannten Richter.

Die Nachbarvölker dagegen bildeten durchorganisierte Staaten, hatten einen König, eine Residenz, einen Hofstaat, eine Beamtenschaft, ein stehendes Heer.

Das imponierte auch den Israeliten. Deshalb sagten sie zu ihrem Richter Samuel: „Gib uns einen König, der uns regieren soll!“ – Wir wollen wie alle anderen Völker sein: Unser König soll uns Recht sprechen, er soll vor uns her ziehen und soll unsere Kriege führen

Samuel versuchte, ihnen das auszureden: „Ein König wird euch zu Untertanen machen, er wird eure Söhne holen, weil er Soldaten braucht; ihr müsst für ihn Frondienst leisten; er wird euch eure besten Äcker wegnehmen, um seine Beamten zu versorgen; er wird Steuern einziehen.“ – Aber sie hörten nicht auf ihn und bestanden auf ihrer Forderung: „Setze einen König bei uns ein, der uns regieren soll, wie es bei allen Völkern der Brauch ist.“

Samuel wandte sich in Gebet an Gott und fragte ihm um Rat. Gott antwortete: „Hör auf die Stimme

des Volkes in allem, was sie dir sagen. Denn nicht dich haben sie verworfen, sondern mich: Ich soll nicht mehr ihr König sein," –Im Ersten Buch (*Samuel, Kapitel 8, kann man es nachlesen)*

Der Widerspruch, der hier in der alten Samuel – Erzählung zum Vorschein kommt, der Widerspruch zwischen dem Königtum Gottes einerseits und einen weltlichen Königtum andererseits, - dieser Widerspruch durchzieht die Geschichte des Volkes Israel und die Geschichte des Christentums bis zum heutigen Tag

Den Höhenpunkt dieser traurigen Tradition bildet die Szene vor Pilatus: In der Stunde seiner größten Erniedrigung nimmt Jesus das Königtum Gottes für sich in Anspruch. Er steht da – gefesselt, geschlagen, angeklagt und angespuckt – und sagt: „Ja, ich bin ein König." – Natürlich kann der Römer Pilatus das nicht begreifen. Deshalb erklärt ihm Jesus: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt."

Es ist eine andere Art von Königtum. Das Königtum Gottes will die Menschen nicht zu Untertanen machen, sondern befreien. Und dieses Reich besteht nicht in Macht und Ehre, nicht in Glanz und Gloria, sondern in Gerechtigkeit, Frieden und Nächstenliebe. Das ist das Königtum Gottes. Und wenn das Neue Testament vom „Gottesreich" spricht, - diese Art von Königtum ist damit gemeint.

Aber genau das wollten die Christen im Lauf der Jahrhunderte immer nur halbherzig. Auf die andere Art von Königtum wollten sie doch nicht ganz verzichten. Besonders auffällig ist dieser Widerspruch etwa zur Zeit der Kaiser Konstantin, Theodosius und Justinian oder auch in der Geschichte des Papsttums; aber auch im politischen wollen der Christen.

Und als Papst Pius XI 1925 das Christ-Königs-Fest einführte, - die Idee war schon richtig: Den Mittelpunkt bildet das Evangelium, wie Jesus vor Pilatus steht. Aber das, was die Katholiken daraus machten, - eine große Demonstration mit Aufmärschen, Fahnen und Uniformen, - das sah wieder nach dem Gegenteil aus.

Dieser Widerspruch ist geblieben bis in den Lebensstil unserer Tage hinein. Auf der eine Seite

die Idee des Gottesreiches: Jahwe ist König, und sein Reich ist ein Reich Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens; und dafür wollen die Christen ihre Arbeit tun und ihre Kraft einsetzen, - auch ihr Geld einsetzen.

Auf der andern Seite steht die Welt unserer Werbeprospekte und das, was uns daran lock: die Welt von Autos und Garderobe, das Bedürfnis zu imponieren und groß raus zu kommen, das Bedürfnis, ein „gemachter Mann“ oder „der King“ zu sein, Ellbogen-Mensch, Egoist, arrogant und großkotzig

Beide Ideen stecken in uns. Der Widerspruch der alten Israeliten – zwischen dem Königtum Gottes einerseits und dem weltlichen Wollen „der King“ zu sein andererseits ist auch unser Widerspruch.
Wir tragen ihn in uns.
Der Christ-Königs-Sonntag ist eine Gelegenheit darüber nachzudenken

Mystik - 11

Es gibt ein griechisches Wort mit drei Buchstaben, das heißt „μύω” – auf Deutsch: Ich schließe mich nach außen ab; ich schließe die Lippen, ich schließe die Ohren, ich schließe die Augen

Ich schließe die Augen – aber nicht um zu schlafen, sonder um wach zu sein; - wach für das, was man erleben kann, wenn man nach außen schaut, sondern nach innen. Meistens geht es ja umgekehrt: Wir öffnen Augen und Ohren, alle Sinne, und dann erleben wir etwas. Aber das ist nur Teil der Wirklichkeit. Wir alle wissen aus Erfahrung, dass es wichtige Dinge gibt, die man mit Augen und Ohren nicht wahrnehmen kann. Im Gegenteil: Die offenen Augen und die offenen Ohren lenken uns ab, Und deshalb schließen wir die Augen und schließen die Ohren und schauen und lauschen nach innen hinein.

Zu den „Dingen“, die man da erleben kann, gehören Freude und Trauer, Geborgenheit und Angst, Liebe und Hass. Zu diesen „Dingen“ gehört aber auch das, was wir in der Welt des Glaubens als unseren inneren Reichtum erleben. Und wenn das geschieht, dass wir die Augen schließen, um nach

innen zu schauen und den Reichtum des Glaubens zu erleben, dann machen wir aus dem griechischen Wort „μύω" das deutsche Fremdwort „Mystik", auf das Wort „Mysterium" – das Geheimnis des Göttlichen – hängt damit zusammen

Die Worte „Mystik" und „mystisch" waren in früheren Jahren ziemlich in Vergessenheit geraten. Aber das, was damit gemeint ist, wurde nicht vergessen. Und weil wir in der Zwischenzeit kein besseres Wort gefunden haben, greifen wir heute wieder darauf zurück.

Beispiel: Die Anwesenheit Gottes in der Welt. Das, was es in der Welt gibt, kann man normalerweise sehen mit offenen Augen; dass kann man fotografieren oder chemisch sichtbar machen. Wenn wir dagegen sagen, dass Gott da ist, für uns da ist, dass Gott den Menschen nah ist, dann ist eine Anwesenheit von völlig anderer Art gemeint. Und diese andere Art, die nennen wir „mystisch"

Oder wenn wir hier miteinander beten und dabei versuchen, nicht nur über Gott zu reden, sondern seine Nähe zu empfinden, dann ist das „Mystik", der Versuch des Menschen, sich in der Geborgenheit bei Gott wohl zu fühlen, - die Freude an Gott.
Vgl. „Gemeinschaft der Heiligen",
Vgl. „Corpus Christi Mysticum"

Und wenn wir hier unserer Toten gedenken und uns mit ihnen verbunden fühlen, dann meinen wir etwas anders als etwa Spiritisten. Spiritismus ist der Versuch, die Geister der Verstorbenen aus der Unterwelt zu locken, um mit ihnen reden zu können. Christlich ist das nicht. – Christlicher Glaube meint, dass unsere Verstorbene in der Geborgenheit bei Gott ihre Ruhe finden. Und deshalb erleben wir unsere Verbundenheit mit den Toten dadurch, dass wir uns im Gebet in die Geborgenheit bei Gott hinein versenken. Wir erleben eine „mystische" Gemeinschaft.

Oder wenn wir hier in der heiligen Messe Abendmahl feiern und dabei die Gemeinschaft mit Jesus Christus unter Gestalten von Brot und Wein erleben, - dann ist das ja nicht physikalisch zu verstehen. Die Anwesenheit Christi in Sakrament wird nur dann sinnvoll erahnt, wenn

Wir sie als „mystische“ Gegenwart und als „mystische“ Gemeinschaft verstehen.
Vgl. „Gemeinschaft der Heiligen“,
Vgl. „Corpus Christi Mysticum“

Ja, und wenn heute so viel an unserer Kirche herumgenörgelt wird, - oft genug ja auch zu recht dann kann das immer nur zweitrangig sein. Das entscheidende in der Kirche ist das „Mystische“. Die Begegnung des Menschen mit der Heiligkeit Gottes. Und jeder, der davon etwas erlebt, der kann auch manchen Ärger in der Kirche ganz gut verkraften. Der Reichtum der Kirche besteht nicht in Geld, Gebäuden oder Mitgliedszahlen. Der Reichtum der Kirche besteht in der Chance, die Gnade Gottes zu erfahren, das „Mystische“.

Auch unser Gottesdienst hier heute Morgen ist dazu eine Gelegenheit!

Christentum – universal - 12

Vielleicht ist mancher überrascht, wenn er hört, dass Jesus von Nazareth etwas lernen konnte. Natürlich konnte er das. Schon in der Erzählung von dem Zwölfjährigen im Tempel heißt es: „Jesus nahm zu an Alter und Weisheit und an Wohlgefallen vor Gott und den Menschen“ – Auch Jesus steht also in einem Lernprozess.

Hier in unserem Evangelium haben wir ein anderes Beispiel. Jesus wollte der Frau aus Syrophönizien nicht helfen, weil sie eine Fremde war, eine Ausländerin. „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ – Er verstand also seine Messiasaufgabe noch ganz im Sinn der damaligen jüdischen Theologie, im Sinn der besonderen Rolle des Volkes Israel innerhalb der Heilsgeschichte.

Aber die Frau lässt nicht locker. In ihrer Not nimmt sie sogar den Vergleich mit den Hunden in Kauf. *(Auch damals war „Hund“ ein Schimpfwort)* Sie greift das Bild von den Hunden auf und zeichnet es weiter; „Selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen,“

Mit diesem Gedanken überwindet sie seinen Widerstand. Vielleicht tritt Jesus auf sie zu, schaut Ihr lange in die Augen und sagt dann: „Frau, dein

Glaube ist groß. Was du willst, soll geschehen.“ Da endlich hat Jesus zu einem tieferen Verständnis seiner Aufgabe gefunden. Er beginnt, seine Sendung nicht mehr partikulär zu verstehen, sondern universal.

Da stehen wir vor einem Problem, das bereits in alttestamentlicher Zeit begegnet. Es geht um das Spannungsverhältnis zwischen der besonderen Funktion des Volkes Israel einerseits und dem Heil Gottes für alle Menschen andererseits. Der Lernschritt, den Jesus hier tut, ist also nicht zu unterschätzen; Er vollzieht den heils- geschichtlichen Aufbruch in eine universale Dimension. Andernfalls wäre das ganze Christentum eine jüdische Sekte geblieben –Vor allem der Apostel Paulus hat sich in diesem Sinn engagiert und dafür Strapazen und Verfolgung auf sich genommen: Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, aber nicht allein zwischen Gott und dem Volk Israel, sondern zwischen Gott und der ganzen Menschheit.

Damit sind wir beim Weltjugendtag angekommen. Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Die Christen aus aller Welt sind miteinander Schwester und Brüder. Da werden alle vorgegebene Unterschiede zweitrangig: Nation oder Sprache, Volk oder Kultur, Schwarze oder Weiße – wir alle sind „in Christus“ als Kinder Gottes angenommen. Oder wie in Galaterbrief heißt: Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt, Da gibt es nicht mehr Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, Mann oder Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus“ – Die Botschaft unseres Glaubens.

In der katholischen Kirche kommt diese Universalität des Christentums besonders deutlich zum Ausdruck. Deshalb ist es für uns auch egal, ob etwa ein neuer Papst aus Polen, aus Deutschland oder aus Afrika stammt *(Argentinien)*. Hauptsache, er verkündet das Heil Gottes für alle Menschen.

Von dieser universalen Gemeinschaft wollen wir beim Weltjugendtag etwas erleben: die Begegnung mit jungen Leuten aus anderen Ländern, die Gemeinsamkeit im Glauben und Beten, beim

Arbeiten und beim Essen, beim Tanzen und Singen, und die Begegnung mit Papst Benedikt, um in Köln zusammen mit den Drei Königen von Gott sagen zu können,
„Wir sind gekommen, um ihn anzubeten“

Christentum – universal - 12

Vielleicht ist mancher überrascht, wenn er hört, dass Jesus von Nazareth etwas lernen konnte. Natürlich konnte er das. Schon in der Erzählung von dem Zwölfjährigen im Tempel heißt es: „Jesus nahm zu an Alter und Weisheit und an Wohlgefallen vor Gott und den Menschen“ – Auch Jesus steht also in einem Lernprozess.

Hier in unserem Evangelium haben wir ein anderes Beispiel. Jesus wollte der Frau aus Syrophönizien nicht helfen, weil sie eine Fremde war, eine Ausländerin. „Ich bin nur zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel gesandt.“ – Er verstand also seine Messiasaufgabe noch ganz im Sinn der damaligen jüdischen Theologie, im Sinn der besonderen Rolle des Volkes Israel innerhalb der Heilsgeschichte.

Aber die Frau lässt nicht locker. In ihrer Not nimmt sie sogar den Vergleich mit den Hunden in Kauf. *(Auch damals war „Hund“ ein Schimpfwort)* Sie greift das Bild von den Hunden auf und zeichnet es weiter; „Selbst die Hunde bekommen von den Brotresten, die vom Tisch ihrer Herren fallen,“

Mit diesem Gedanken überwindet sie seinen Widerstand. Vielleicht tritt Jesus auf sie zu, schaut Ihr lange in die Augen und sagt dann: „Frau, dein Glaube ist groß. Was du willst, soll geschehen.“ Da endlich hat Jesus zu einem tieferen Verständnis seiner Aufgabe gefunden. Er beginnt, seine Sendung nicht mehr partikulär zu verstehen, sondern universal.

Da stehen wir vor einem Problem, das bereits in alttestamentlicher Zeit begegnet. Es geht um das Spannungsverhältnis zwischen der besonderen Funktion des Volkes Israel einerseits und dem Heil Gottes für alle Menschen andererseits. Der Lernschritt, den Jesus hier tut, ist also nicht zu

unterschätzen; Er vollzieht den heils- geschichtlichen Aufbruch in eine universale Dimension. Andernfalls wäre das ganze Christentum eine jüdische Sekte geblieben –Vor allem der Apostel Paulus hat sich in diesem Sinn engagiert und dafür Strapazen und Verfolgung auf sich genommen: Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen, aber nicht allein zwischen Gott und dem Volk Israel, sondern zwischen Gott und der ganzen Menschheit.

Damit sind wir beim Weltjugendtag angekommen. Jesus Christus ist der Mittler zwischen Gott und den Menschen. Die Christen aus aller Welt sind miteinander Schwester und Brüder. Da werden alle vorgegebene Unterschiede zweitrangig: Nation oder Sprache, Volk oder Kultur, Schwarze oder Weiße – wir alle sind „in Christus" als Kinder Gottes angenommen. Oder wie in Galaterbrief heißt: Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt, Da gibt es nicht mehr Juden oder Griechen, Sklaven oder Freie, Mann oder Frau; denn ihr alle seid einer in Christus Jesus" – Die Botschaft unseres Glaubens.

In der katholischen Kirche kommt diese Universalität des Christentums besonders deutlich zum Ausdruck. Deshalb ist es für uns auch egal, ob etwa ein neuer Papst aus Polen, aus Deutschland oder aus Afrika stammt *(Argentinien)*. Hauptsache, er verkündet das Heil Gottes für alle Menschen.

Von dieser universalen Gemeinschaft wollen wir beim Weltjugendtag etwas erleben: die Begegnung mit jungen Leuten aus anderen Ländern, die Gemeinsamkeit im Glauben und Beten, beim Arbeiten und beim Essen, beim Tanzen und Singen, und die Begegnung mit Papst Benedikt, um in Köln zusammen mit den Drei Königen von Gott sagen zu können,
„Wir sind gekommen, um ihn anzubeten"

Der „aufgeblasene" Christus - 13

Jesus von Nazareth verbrachte den größten Teil seines Lebens unauffällig in seinem Dorf in Galiläa. Vermutlich war er als Zimmermann tätig, - viele

Jahre hindurch. Eines Tages aber brach er auf. Er verließt sein Haus und seine Verwandten und ging auf Wanderschaft. Er kam an den Jordan und ließ sich von Johannes taufen.

Johannes der Täufer war eine prophetische Gestallt Er hatte eine Bußbewegung in Gang gebracht. Er war überzeugt, dass Gottes Gericht drohe und dass in diesem Gericht nur bestehen könne, wer sei Leben radikal ändere. Dieser Bußbewegung wollte wohl auch Jesus sich anschließen. Als er jedoch von Johannes die Taufe empfing, hatte er ein Erlebnis, das seinem Leben eine völlig neue Richtung gab. Im Markusevangelium heißt es dazu: „Als er aus dem Wasser stieg, sah er den Himmel sich öffnen und den Geist gleich einer Taube auf sich herabkommen. Und eine Stimme aus dem Himmel sprach: >Du bist mein geliebter Sohn; an dir habe ich mein Wohlgefallen<“ In solcher Weise hatte Gott Männer im Alten Israel angesprochen, um sie zu Propheten zu berufen.
Mit einem Mal wurde Jesus klar, dass er nicht in seinen gewohnten Alltag nach Nazareth zurückkehren konnte; aber auch bloß Jünger des Johannes zu sein, war sein Weg nicht. Gott hatte Größeres mit ihm vor.

Wenn es deshalb zu Beginn des Lukasevangeliums heißt: „Jesus wuchs heran, nahm zu an Weisheit und fand Gefallen bei Gott und den Menschen,“ – hier bei der Taufe im Jordan können wir diesen Wachstumsprozess beobachten: Das Bewusstsein von seiner Sendung wird mehr und mehr wach; Jesus wächst in seine Rolle, in seine Aufgabe Schrittweise hinein

Ähnlich ging es auch den Leuten. „Wer ist wohl Dieser?“ fragten sie, wenn sie wieder einmal zum Staunen gekommen waren. – Oder die Leute in Nazareth, als Jesus seinen Heimatort besuchte; „Woher hat er das alles?“ Wir kennen ihn doch; er ist doch der Zimmermann, und seine Familie wohnt hier?!“ – Oder er fragt seine Jünger: „Für wen halten die Leute mich?“ Da antworten sie: „Für einen der alten Propheten“ – „Und ihr, wofür haltet ihr mich?“ Da antwortet Petrus: „Du bist der Messias,“ - Also ähnlich ein Lernprozess bei den Leuten damals. Schrittweise ging ihnen auf, wem sie da gegenüberstanden, - bis hin zu dem

Hauptmann unter dem Kreuz, der bekennt:
„Wahrhaftig, dieser Mensch war Gottes Sohn“

Nach Ostern ging dieser Wachstumsprozess weiter. Die Emmausjünger sind dafür ein Beispiel. Oder erst an Pfingsten ging den Jüngern auf, was sie vorher vielleicht geahnt oder gefühlt, aber nicht begriffen hatten. Schritt um Schritt wurde ihnen deutlicher, was Gott da in diesem Jesus von Nazareth wirken wollte –bis hin zum Kolosserbrief, aus dem wir eben gehört haben: „Gott wollte mit seiner ganzen Fülle in ihm wohnen“ – Alles, was Gott für seine Welt und in seiner Welt wirkt, ist in Jesus Christus zusammen gefasst:

- „Er ist das Bild des unsichtbaren Gottes“
- „Der Erstgeborene der ganzen Schöpfung“
- „Durch ihn haben wir die Erlösung“
- „Er ist das Haupt des Leibes“
- „Der Leib aber ist die Kirche

Gott selbst also hat sich auf diese Welt eingelassen und hat die Weltgeschichte zu seiner eigenen gemacht. Und das alles geschah „in Christus“

Vor Jahren habe ich diesen Gedanken einmal in der Schule vorgetragen. Das sagte ein Schüler – vielleicht 13 Jahre alt: „Die haben den Jesus aufgeblasen“ – Da war ich erschrocken und überlegte, was ich da angerichtet hatte. Aber vielleicht kam mir da der Heilige Geist zu Hilfe. Der Schüler hatte ja etwas Richtiges verstanden: Die frühen Christen haben im Verlauf der ersten Jahrzehnte das Christus – Ereignis immer größer zu sehen gelernt. Das kann zwei verschiedene Ursachen haben: Entweder die Christen haben von sich aus – mit eigener Phantasie – das Bild von Jesus Christus immer größer gezeichnet; und dann hätte der Schüler recht gehabt mit seinem Ausdruck: „Die haben den Jesus >aufgeblasen<“ Oder aber: Die frühen Christen haben Schritt um Schritt tiefer erfasst, was da in Jesus Christus passiert war. Rein gedanklich wäre beides möglich

Genau das steht nun als Frage auch heute vor uns. Da geht es uns wie den Leuten unter dem Kreuz; verspotten wir ihn als „König der Juden“, der sich selbst nicht helfen kann? Oder bekennen wir ihn

mit dem Hauptmann als „Gottes Sohn?“ – Wie weit
kann ich den Weg der frühen Christen mitgehen?“
Wer ist dieser Jesus Christus für mich.
Ein Wanderprediger?
Ein Prophet?
Der Messias?
„Das Ebenbild des unsichtbaren Gottes?“
„Der Erstgeborene der ganzen Schöpfung?“
Der eine, durch den Gott alles mit sich versöhnt hat?

Wer dies nachvollziehen kann, der heißt
nicht nur Christ, - der ist es wohl auch

Die Urgemeinde - 14

Über vielen unserer Pfarrgemeinden liegt heute eine seltsam gedrückte Atmosphäre. Resignation und Enttäuschung haben sich bereit gemacht. Eine verbreitete Nörgelmentalität ist wohl deren Folge

Vielleicht geht es uns da wie den Jüngern nach Ostern: Die Botschaft von der Auferstehung hatten sie ja vernommen; aber sie waren dadurch keine frohen Christen geworden. Sie zogen sich zurück; sie igelten sich ein; trafen sich hinter verschlossenen Türen; sie hatten Angst.

Erst an Pfingsten war mit einem Mal alles Verflogen. Sie kamen raus aus der Hütte, traten unter die Leute und verkündigten die Frohe Botschaft von Jesus Christus. –Was damals entstand, bezeichnen wir heute als „Urgemeinde“, die Gemeinde der ersten Christen in Jerusalem.

In der Apostelgeschichte werden uns drei Abschnitte überliefert, wo in allgemeiner Form von dieser Urgemeinde erzählt wird. Einen davon haben wir eben in der Lesung gehört:
„Sie waren ein Herz und eine Seele“
„Sie legten Zeugnis ab von der Auferstehung des Herrn“
„Sie hatten alles gemeinsam.“

An anderer Stelle heißt es:
„Alle, die gläubig geworden waren, bilden eine Gemeinschaft“
„Es gab keine Notleidenden unter ihnen.“
„Täglich trafen sie sich zum Gebet,“
„Sie hielten Mahl miteinander in Freude und Einfalt des Herzens“

„Sie lobten Gott und waren beim ganzen Volk beliebt“
„Der Herr aber fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten“
Die Urgemeinde in Jerusalem – einzelne Charakteristika

Nun könnte man meinen, das alles liege an der Begeisterung des Anfangs: Die Erinnerung an Jesus von Nazareth, den sie ja persönlich gekannt hatten, und das stürmische Erlebnis von Pfingsten, - das habe den ersten Christen die Kraft gegeben, auf solch intensive Weise Gemeinde zu bilden. Könnte man meinen. Aber das ließe sich nur teilweise vom Text her begründen

Eine andere Deutung liegt näher. Die Apostelgeschichte wurde in den 80-er Jahren des ersten Jahrhunderts verfasst. Damals lebte von den ersten Christen kaum einer mehr. Aber es gab Christliche Gemeinde, die auf der Suche waren nach dem richtigen Weg. Für sie hat Verfasser der Apostelgeschichte eine Idealbild von Gemeinde entworfen und in die Urgemeinde zurück projiziert.

Für uns heute ist das einerseits enttäuschend, - weil uns wieder einmal ein Stück vermeintlicher Geschichte zwischen den Fingern zerbröselt. Andererseits aber ist es für uns ein Gewinn: Wenn dieses Gemeindebild nicht in der Begeisterung des Anfangs wurzelt, sondern späteren Gemeinden als Idealbild vorgestellt wurde, dann gilt es auch für uns. Dann ist es ein Aufruf an unsere Gemeinde heute.

Was also war da im einzelnen gesagt?
Kernbegriff ist die „Koinonia“, die Gemeinsamkeit, die Gemeinschaft. Diese Zusammengehörigkeit drückt sich in fünf Bereichen aus:

1. Sie hielten gemeinsam fest an der Lehre der Apostel
2. Sie trafen sich zum gemeinsamen Gebet
3. Sie brachen miteinander das Brot
4. Sie hatten ihren Besitz gemeinsam
5. Sie warten eine seelische Gemeinschaft, sie waren Freunde miteinander, - „Ein Herz und eine Seele“

Spätestens bei diesem letzten Punkt fällt auf, wie weit *wir* heute von diesem Ziel entfernt sind. Was gibt es in unseren Gemeinden nicht alles an Zank und Gezerre! Jede Ausstrahlung als christliche

Gemeinde geht dadurch verloren

Gravierender noch scheint vielen die Sache mit dem gemeinsamen Besitz. – Das ist nicht ganz eindeutig Das Wort „Kommunismus“ ist dafür unpassend. Aber auch eine „Gütergemeinschaft“ ist es nicht; denn die Abgabe von Vermögen bleibt ja freiwillig, und es gibt auch noch Bedürftige, denen etwas zugeteilt werden muss. Auch geht es dabei nicht um ein „Armutsideal“, wie es etwa in den Evangelien entworfen und empfohlen wird. Das alles nicht.

Die einzelnen Gedanken lassen sich nicht ganz auf *einen* Nenner bringen. Aber gemeint ist sicher ein anderer Umgang mit Geld und Besitz. Wenn es etwa in Artikel 14 unseres Grundgesetzes heißt: **„Eigentum verpflichtet, Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohl der Allgemeinheit dienen“** – diese moderne Formulierung kann uns vielleicht auf die Sprünge helfen, um das urchristliche Ideal einigermaßen zu begreifen.

Wenn wir das heute ernst nähmen, dann müssten die Christen sich eigentlich deutlicher bemerkbar machen – Wenn auf Erde 1,2 Milliarden Menschen unter der Armutsgrenze leben, dann können wir schlecht darauf bestehen, dass man denen zwar helfen solle, dass aber der eigene Lebensstandard nicht darunter leiden dürfe. – Wenn in unserem Land über 4 Millionen ohne Arbeit sind, aber fast 40 Millionen Arbeit haben, ist es so schwierig, da auf die Idee des Teilens zu kommen? Und das schließt natürlich auch Einkommenseinbußen mit ein. Oder wenn die Rohstoffe knapp werden und die Zahl der Armen steigt, warum trauen wir uns dann nicht, unsere schönen Möbel, unsere Urlaubreisen, unsere Musikmaschinen als das zu bezeichnen, was sie sind

- eben als „Luxus?“

Aber das waren nur Beispiele. Es geht um das Idealbild „Urgemeinde“. Wundert es uns da noch, dass unsere Gemeinden heute so wenig Ausstrahlungskraft haben? – Wenn wir das Ideal der Urgemeinde auch nur ansatzweise in die Tat umsetzen, dann stünden die Leute drüben am Pfarrbüro Schlange, um bei uns mitzumachen. Wie hieß es doch da in der Apostelgeschichte

„Sie waren beim ganzen Volk beliebt und Herr fügte täglich ihrer Gemeinschaft die hinzu, die gerettet werden sollten.“ – Vielleicht finden sich bei uns drei Christen, oder fünf, die einen Anfang machen.

Mysterium tremendum - 15

In der Sagenwelt des alten Griechenland wird immer wieder erzählt. Dass der Göttervater Zeus sich mit irdischen Frauen eingelassen habe. Eine davon war Semele, die Tochter des Königs Kadmos von Theben. – Der feurige Liebhaber hatte versprochen. ihr jeden auch nur denkbaren Wunsch zu erfüllen. Die eifersüchtige Hera, Zeus` Gattin, flüsterte Semele zu, sie solle Zeus bitten, sich einmal in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Semele bat ihn darum, und Zeus wollte erst nicht. Aber schließlich erfüllte er den Wunsch, erschien ihr in Donner und Blitz, und Semele verbrannte.

Was da erzählt wird ist nicht einfach ein Kuriosum aus einer phantasievollen Sagenwelt. Es beruht vielmehr auf einem Erleben, das in allen großen Religionen begegnet, - auf der Ahnung, dass der Mensch die Fülle des Göttlichen nicht ertragen könne

So lässt unsere heutige Lesung aus dem Buch Deuteronomium Mose sagen: „Ich kann das Donnern meines Gottes nicht noch einmal hören, und dieses große Feuer kann ich nicht noch einmal sehen, ohne zu sterben *(Dt 18, 16)*

Oder im Buch Exodus spricht Gott zu Mose: „Du kannst mein Angesicht nicht sehen; denn kein Mensch kann mich sehen und am Leben bleiben“ *(Ex 33, 20)*

Hier im Evangelium begegnet uns etwa Ähnliches, wenn da der Dämon aufschreit und sich gegen Jesus wehrt: Ich weiß, wer du bist der Heilige Gottes *(Mk 1, 24)*

Oder Sie erinnern sich an das Evangelium vom reichen Fischfang, wo Petrus zu Jesus sagt: Herr, geh` weg von mir, ich bin ein sündiger Mensch.“ *(Lk 5, 8)*

Was da zum Vorschein kommt, ist ein Grundelement aller Religion: das Schaudern vor der Größe Gottes. Gott ist so sehr anders, so sehr allem Weltlichen überhoben, dass der Mensch nur noch erschrecken kann.

Wenn ich das mit unserer heutigen landläufigen Frömmigkeit vergleiche, dann fällt auf, dass da etwas verrutscht ist. Ein wesentliches Element des Glaubens ist bei uns verkümmert: das Erschrecken vor der Heiligkeit Gottes.

So etwa, wenn wir Gott verniedlichen, vom „lieben Gott“ sprechen, vom „lieben Heiland“, vom „lieben Jesulein“; wenn wir aus dem ganzen Christentum eine Art Kuschelfrömmigkeit machen.

So etwa, wenn wir Gott uns gleichstellen, ihn Gewissermaßen zum Kumpel machen, oder wenn wir So leichtfertig sagen;
„ Unser Herrgott is` nich` so.“

So etwa, wenn wir Gott zu einem abstrakten philosophischen Begriff machen: wenn wir meinen, wir hätten etwas von Gott verstanden, wenn wir vom „Absoluten“ reden, vom „Ipsum-esse“ oder vom „Ens-a-se“.
Ein wesentliches Element des Glaubens ist bei uns verkümmert: das Erschrecken vor der Heiligkeit Gottes

Nein! – Beides gehört zum Glauben dazu, das Faszinosum *und* das Tremendum.

Das heißt einerseits: Wir fühlen uns zu Gott hingezogen, von ihm fasziniert, wir empfinden es als Beglückung, uns in liebender Behutsamkeit in seiner Nähe geboren zu wissen. – Und das heißt andererseits: Wir fühlen uns erschreckt und weggestoßen durch das Überwältigende der Heiligkeit Gottes

Beides gehört zum Glauben dazu, das Faszinosum und das Tremendum, das Anziehende und das Erschreckende. Nur auf diese Weise wird das Göttliche erfahren. So heißt es etwa bei Goethe im Faust**: „Das Schaudern ist der Menschheit bestes Teil“**
(Faust – II, 6272) Wdh.

Die genannte Einseitigkeit unserer Frömmigkeit kommt auch in unserem Beten zum Vorschein.

Unsere Gebete sind meistens Bittgebete. Aber das Bittgebet ist ein zweitrangiges Gebet, abgeleitet und Sekundär; und oft hat man ja den Eindruck als gebe Es dabei nicht um Gott, sonder um uns. „Ich und meine Sorgen."

Das ursprüngliche Beten dagegen, das Gebet, wo das Faszinosum und das Tremendum gleichzeitig erlebt werden, dieses ursprüngliche Gebet ist Anbetung. Denn anbeten heißt: sich niederwerfen vor der Größe Gottes, sich ergreifen lassen von seiner Unbegreiflichkeit. Das ist Anbetung.

Vermutlich täte es unserer Frömmigkeit gut, wenn wir hier etwas korrigierten, wenn wir auch das Erschreckende an der Gottesbegegnung wahrnähmen, - wenn wir in all unserem Beten und Singen, unserem Bitten und Betteln jene ursprüngliche Heiligkeitserfahrung zu spüren bekämen, wie sie in der Anbetung zum Ausdruck kommt.

Mariä Himmelfahrt - 16

(Die aktualisierte Osterbotschaft)

Eine Szene aus der Reisezeit. Da stehen Leute plaudernd mit ihren Koffer in der Halle des Flughafens und erwarten den Anruf ihres Flugs. Aus dem Lautsprecher kommen Meldungen über die startenden und landenden Maschinen. Weil diese Mitteilungen nur wenig interessieren, hören sie nur mit halben Ohr zu, während sie ihr Gespräch fortsetzen. Mit einem Mal aber verstummen sie. Der Lautsprecher meldet: Das Flugzeug, das sie erwarten, hat 40 Minuten Verspätung. Das Gespräch bricht ab, sie schauen auf die Uhr, machen sich Sorge, ob das mit der Busfahrt zum Hotel noch klappt, und beginnen schließlich eine neue Unterhaltung über die Verkehrsprobleme der Reisezeit – So weit die kleine Szene

Natürlich sind alle Nachrichten des Lautsprechers notwendig und wichtig: für mich, den Reisenden, aber sind die einen mehr oder weniger belanglos, andere dagegen hochaktuell – Die Art unseres Zuhörens ist deshalb verschieden. Wir hören „selektiv" – je nach dem, ob es uns, was angeht

oder nicht.

Etwas Ähnliches gibt es in der Glaubensverkündigung. Die Verkündigung der Frohen Botschaft ist niemals unwichtig, weil es eben Gottes Wort ist, das wir da hören. Aber es gibt Worte, die uns augenblicklich mitten in die Seele treffen, - einfach deswegen, weil sie für uns in dieser Situation gerade aktuell sind.

Eine solche Situation war für die meisten Menschen in Europa gegeben in den Tagen der letzten Kriegszeit und in der Nachkriegszeit. Die Älteren unter uns erinnern sich noch recht gut daran; die Nächte in den Luftschutzkellern, die Fliegeropfer, die Mitteilungen über die Gefallenen, Flucht und Vertreibung, Kriegsgefangenschaft, Elend und Hunger. Der Tod war das Thema, das in großen Buchstaben über den meisten Länder Europas stand.

In diese Situation hinein verkündete die Kirche ein solches Wort, das für viele aktuell war. – ein Wort der Botschaft Christi. Sie verkündete: Der Tod ist *nicht* das letzte. Mit ihm ist nicht alles zu Ende, nicht alles sinnlos. Es gibt eine Hoffnung über den Tod hinaus.

Doch die Kirche verkündete dieses Trostwort nicht als blasse Theorie, so wie ich das gerade gemacht habe, sondern mit Hilfe eines Beispiels. Dieses Beispiel ist Maria.

Eine alte Überzeugung der Christen wurde 1950 als Dogma formuliert und feierlich verkündet: Maria, mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen. – Das heißt erstens: Hier ist ein Mensch, an dem wir sehen können, was Gott mit uns vorhat: Er läst uns nicht im Tod zurück, sondern holt uns heim in seine Nähe. Und das heißt zweitens: Wir werden nicht als Geister, nicht als schattenhafte Seelen die Vollendung erleben, sonder als ganze Menschen. *(Wie das geht oder ob das etwas mit einen leeren Grab zu tun haben muss, darüber waren sich die Theologen noch nie einig.)*

Wenn wir also im „Credo“ bekennen „Ich glaube an die Auferstehung der Toten“, *das* ist damit gemeint: Als ganzer Mensch darf Maria die Freude der Nähe Gottes erleben. Und genau das ist es, was

wir für alle unsere Toten und auch für uns selbst erhoffen.

Dies war das Trostwort, das die Kirche 1950 – nach der furchtbaren Kriegszeit – sagen wollte, als sie das Dogma von der Himmelfahrt Mariens verkündete.

Seitdem sind nun über 50 Jahre vergangen. Ist das Trostwort von damals, auch für uns noch aktuell? Hier in Europa ist Krieg heute so fern, wie er es wohl noch nie gewesen ist, und wir sind unendlich dankbar dafür. Aber wenn wir nur an die Konflikte in Asien und Afrika denken, die täglich über das Fernsehen in unser Wohnzimmer schwappen, an die 30 Millionen Kinder, die jedes Jahr verhungern, an die Verkehrstoten oder an die Opfer von Naturkatastrophen, an Leute, die sich selbst das Leben nehmen, oder einfach an jede Krankheit, die uns an unser eigenes Ende erinnert, dann kann man eigentlich nicht sagen, das Thema sei unmodern geworden. Die Todesrate beträgt allemal 100%.

Vermutlich würde man heute mit anderen Worten sagen als damals. Aber das, was das Dogma sagen soll, ist immer die gleiche Botschaft: Gott lässt uns Menschen nicht im Tod stecken. Er führt uns mit Christus und durch Christus zu sich heim. Das herausragende Beispiel dafür – ist Maria.

Die Emmaus –Jünger - 17

Die Erzählung von den Emmaus – Jüngern ist uns bekannt seit den Tagen unserer Kindheit. Und doch hören wir jedes Jahr neu heraus, dass hier offenbar alles anders ist. Eine veränderte Atmosphäre liegt über der Erzählung. Es geht nicht einfach um die Reportage eines historischen Vorgangs: das müsste anders klingen. Sondern: Es geht um die Andeutung einer andersartigen Welt.

Am auffallendsten ist da einmal die geheimnisvolle Art, in welcher der Auferstandene sich den beiden zugesellt, Dann die Unfähigkeit, ihm zu erkennen: Ihre Augen waren mit Blindheit geschlagen. Dann aber, als sie mit ihm Mahlgemeinschaft haben, da gehen ihnen die Augen auf, und sie erkennen ihn. Und schließlich: Sobald sie ihn erkennen, ist er dem

Blick ihrer Augen entzogen, - Es geht hier also um die Andeutung einer andersartigen Welt, um die neue Lebensform des Auferstandenen, um das Erlebnis, wie der auferstandene Göttliche in unserer Welt anwesend ist, - Das ist die erste Aussage unseres Evangeliums.

Die zweite Aussage unseres Evangeliums steckt in dem Gespräch, das der Auferstandene mit den beiden Jüngern führt. Die Jünger denken noch ganz in den gewohnten Mustern jüdischen Glaubens: Jesus von Nazareth, ein Prophet in Wort und Tat vor Gott und den Menschen. Ihn hat das übliche Propheten – Schicksal ereilt: Er wurde hingerichtet; Er starb für seine Botschaft. Messias aber – wie sie gehofft hatten – war er wohl nicht. Denn der Messias sollte ja nicht leiden und sterben, sondern für Israel Befreiung uns Erlösung bringen.
Die übliche Auffassung vom Messias

Diese Auffassung der beiden Jünger wird vom Auferstandenen im Gespräch korrigiert. Er weist hin auf Weisungen der Propheten, die man zwar dem Wortlaut nach längst kannte, die man aber bisher immer anders verstanden hatte. Hier nun also die neue Deutung: „Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit einzugehen?“ Das Leiden, die volle Hingabe an Gott den Vater – bis hinein in den Tod - war nötig. Und das nicht nur, weil die Propheten es so geweissagt hatten, sonder weil Gott es so wollte. Die damalige jüdische Auffassung vom Messias wird also korrigiert von der christlichen Botschaft her. Das ist die zweite Aussage unseres Evangeliums

Nun waren die beiden Jünger trauernde Menschen - aus zwei Gründen. Erstens hatten sie jemanden verloren, der ihnen nehestand. Und zweitens hatten sie ihren Lebensinhalt verloren. Dieser Jesus war die unbestrittene Mitte des Jüngerkreises. Mit ihm waren sie durch die Gegend gezogen; mit ihm waren sie befreundet; von ihm waren sie fasziniert. Sie hielten ihn für den Messias. Das alles war nun plötzlich vorbei. Sie waren verwaist und seelisch verwundet

Wie sie dann unterwegs jenen sonderbaren Fremden treffen, den Fremden, der in so neuer

Weise von Jesus als dem Messias zu sprechen wusste, da klammerten sie sich an ihn und baten: „Bleib` bei uns! – Bleib` bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich schon geneigt.“ Da geht er mit ihnen ins Haus, um bei ihnen zu bleiben. Es tut ihnen gut, den Fremden bei sich zu haben, nachdem Jesus nicht mehr bei ihnen ist.

Aber da lesen wir dann davon, wie sie bei Tisch waren: „Er nahm das Brot, sprach den Lobpreis, brach das Brot und gab es ihnen.“ – Jeder kann es heraushören: Es sind die Worte, die wir bei jeder Eucharistiefeier hören. Die Bitte „Herr, bleib` bei uns“ wird also anders erfüllt, als die Jünger es gedacht hatten. Er bleibt bei ihnen unter der Gestalt des Brotes; sie erleben seine Nähe in der Feier der Eucharistie; doch sehen können sie ihn nicht mehr. Aber dafür ist er auch nicht mehr der Fremde, es ist Jesus selbst. – Das ist die dritte Aussage unseres Evangeliums.

Alle drei Aussagen kennzeichnen die Glaubenssituation der Emmausjünger; aber sie kennzeichnen auch die Glaubenssituation heutiger Christen. Und wenn wir es begriffen haben, dann werden auch wir in derselben Stunde aufbrechen und zurückgehen in unsere Stadt, um den andern zu erzählen, was wir erlebt haben.

1650 Jahre – Augustinus - 18

Der jährliche Gedenktag des heiligen Augustinus ist der 28. August. Das ist sein Sterbetag, - unser Patrozinium. Heute am 13. November ist sein Geburtstag. Den begehen wir normalerweise nicht. In diesem Jahr aber gibt es dazu einen besonderen Anlass: Heute vor 1650 Jahren wurde Augustinus geboren. 1650. Das war im Jahr 354 in Tagaste in Nordafrika. Die Stadt gehörte damals zum Römischen Reich, heute liegt sie mit anderem Namen im östlichen Teil von Algerien

Seine Mutter Monika war Christin und ließ ihren Sohn im christlichen Glauben erziehen. Getauft aber war er noch nicht. Als Augustinus jedoch älter wurde, wandte er sich vom christlichen Glauben ab und ging eigene Wege. Auf einem langen Weg des Tastens und Suchens fand er im Jahr 386 –also im

Alter von 32 Jahren – zum Glauben zurück und ließ sich in Mailand von Bischof Ambrosius taufen Jahre später wurde er Priester, schließlich Bischof von Hippo in Nordafrika. Im Jahr 430 starb er dort während der Belagerung durch die Wandalen.

Wir sind recht gut informiert über den Lebensweg des heiligen Augustinus – nicht zuletzt deshalb, weil er ein Buch geschrieben hat, in dem davon die Rede ist, - die Confessiones“ - „Bekenntnisse“

Lange hatte man gemeint, dieses Buch sei eben eine Biographie, eine Autobiographie, in der Augustinus seinen Lebensweg darstellt. Aber es war immer schon aufgefallen, dass da etwas nicht stimmen konnte. Von den 13 Kapiteln des Buches erzählen nur die ersten zehn aus dem Leben des Augustinus. Außerdem sind da auffallende Lücken, und oft werden nicht die Ereignisse hintereinander dargestellt, sondern verschiedene Gedanken schieben sich übereinander. Ist das noch eine Biographie? - Oder eher ein Trümmerhaufen?

Nun haben die Theologen in den letzten Jahrzehnten sorgfältiger gelesen und sind zu einem besseren Ergebnis gekommen: Die „Confessiones“ des Augustinus sind keine Biographie, sondern ein Schreiben zur Belehrung suchender Menschen, - Ein „Protreptikós“, wie das damals hieß. Augustinus will denen, die nach Sinn und Weisheit des Lebens suchen, einen Weg zu Gott zeigen. Seine eigenen Lebenserfahrungen verwendet er dabei als Beispiele zur Veranschaulichung.

Die „Confessiones“ beginnen deshalb im ersten Kapitel mit der Suche nach Gott; - und sie enden im 13. Kapitel mit dem Ruhen des Menschen in Gott: „An deiner Tür muss man *anklopfen*, dann wird aufgetan.“

Die Suche nach Gott, - das große Thema des ganzen Buches. Gleich zu Anfang begegnet es uns mit dem bekanntesten Satz, den wir heute von Augustinus im Ohr haben: „Groß bist du, Gott, und hoch zu preisen, und der Mensch begehrt dich zu ehren; denn du hast uns zu dir hin erschaffen, und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“

„Unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir.“ Mit diesem Satz wird vielleicht deutlich, wie aktuell das

alte Buch heute ist. Viele moderne Menschen befinden sich in einer solchen Situation; sie sind auf der Suche; die Unruhe treibt sie, die Sehsucht; und sie versuchen dieses und versuchen jenes. Ruhe finden sie erst in Gott.
Ein Sehen – heute so aktuell wie damals

Das gilt nun auch für uns hier, die wir uns für gläubige Christen halten. Ist unser Glaube fertig und abgeschlossen? - Oder sind auch wir noch auf der Suche? Sind wir noch bemüht unseren Glauben lebendig zu halten – als Weg – als Sehnsucht – als Wachstumsprozess? Spüren wir noch, das solch innere Unruhe zum Glauben dazugehört? Dass der Glaube es in sich trägt – dieses Verlangen nach Gott?

Es erinnert vielleicht an Psalm -62, wo es heißt: „Bei Gott allein kommt meine Seele zu Ruhe; von ihm kommt mir Heil“ – Oder an Psalm -63: „Gott, du mein Gott, dich suche ich; meine Seele dürstet nach dir.“ – Oder an den bekannten Satz der heiligen Teresa von Avila; „Dios solo basta“ – „Gott allein genügt“

Auf diesem Weg will der heilige Augustinus uns mitnehmen. Dafür will er uns begeistern. Dafür hat er sein Buch geschrieben. Und noch heute seine „Confessiones“ ein einziges Gebet an Gott, -ein Gebet unter dem Thema:
„Unruhig ist unser Herz bis es ruhet in dir.“

Zur Bergpredigt – 19

Unsere Bibel ist ein dickes Buch. Es besteht aus 72 einzelnen Schriften. Alle 72 Einzelbücher sind „Heilige Schrift“; d.h. sie sind, für uns Menschenworte, in denen Gottes Wort sich an uns richtet.*(Wdh.)* Und doch fällt auf, dass einige Teile der Bibel offenbar wichtiger sind als andere. Es gibt so etwas wie eine „Bibel in der Bibel.“ Im Alten Testament etwa die Bücher Genesis und Exodus, die Psalmen und der Prophet Jesaja.
Im Neuen Testament würde man sicher das Johannesevangelium und den Römerbrief dazu zählen, sicher aber auch die Kapitel 5, 6 und 7 aus dem Matthäusevangelium. In diesen drei Kapiteln steht die „Bergpredigt“

Unser Evangelium heute – mit de Seligpreisungen - ist der erste Abschnitt davon. Aber auch die

anderen Abschnitte sind manchem von uns im Ohr geblieben: über die eheliche Treue, die Wahrhaftigkeit und die Feindesliebe; das Vater – unser, über das Beten, über Geldgier und Wohlstand; und am Ende eine ganze Sammlung von Einzelsprüchen: „Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werde!“ - „Bittet, dann wird euch gegeben!“ – „Wer sucht, der findet“, - Die Sache mit Splitter und Balken und sog. Goldene Regel; „Alles, was ihr von den andern erwartet, das tut auch ihnen!“

In großer Dichte und Intensität und in eindringlicher Sprache wird da die Idee des Gottesreiches entfaltet.

Viele Gedanken darin sind derart anspruchsvoll, dass die Bergpredigt immer wieder zum Stein des Anstoßes wurde, zum Zankapfel darüber, was denn wohl richtiges Christentum sei. Im Lauf der Zeit haben sich deshalb verschiedene Modelle herausgebildet, wie man die Forderung der Bergpredigt einordnen solle

Das erste Modell. Viele Sekten bezogen und beziehen ihre Radikalität und ihre Anziehungskraft daraus, dass sie rigoros bemüht sind, die Forderungen der Bergpredigt in die Tat umzusetzen. Das ist schon imponierend. Aber sie sind in der Gefahr intolerant zu werden, hartherzig, weltfremd und menschenfremd . Savonarola in Florenz und Johannes Calvin in Genf haben vorgemacht, wie auf solche Weise eine totalitäre Frömmigkeit entsteht.

Das zweite Modell. Die Evangelischen haben von Martin Luther her eine „Zwei-Reiche-Lehre“ zur Verfügung. Da wird das Problem durch Aufteilung gelöst: In der Welt kann man damit ganz weltlich sein; und man bezieht den Glauben nur auf den privaten Bereich oder aufs Jenseits. Das sieht dann leicht so aus, als könne man mit Hilfe dieser Zwei-Reiche-Lehre das Anstößige an der Bergpredigt auch weginterpretieren.

Das dritte Modell. Ja, und Katholischen, die sind wohl in weiten Bereichen von der italienischen Frömmigkeit her geprägt, vielleicht von einer Barock-Mentalität her, vielleicht auch von der

Kölner Lebensart her. Und so waren die Katholiken immer leicht in der Rolle der „fröhlichen Sünder.“ „Unser Herrgott is nich so.“ Der nimmt das nicht so genau. Und zu den Forderungen der Bergpredigt hätten die Rheinländer dann gesagt: „Man kann auch alles übertreiben.“ – Das klingt vielleicht ganz lebensnah, und mir persönlich gefällt das auch irgendwie – vielleicht, weil ich gern katholisch bin. Aber wir setzen uns damit dem Vorwurf aus, den Glauben nicht ganz ernst zu nehmen, dem Vorwurf, die Forderungen der Bergpredigt durch Folklore zu ersetzen. – Drei Modelle

Alle diese Versuche, mit der Bergpredigt umzugehen, leiden an einer Kurzsichtigkeit. Sie übersehen, dass die Botschaft vom Reich Gottes im Neuen Testament als Wachstumsidee vorgetragen wird. Sie erinnern sich an Gleichnisse vom Wachstum. Etwa das Gleichnis vom Senfkorn: „das Himmelreich gleicht einem Senfkorn, dem kleinsten aller Samenkörner.“ Aber wenn es einmal aufgegangen ist, dann wird ein riesiger Busch daraus, und die Vögel können in seinen Zweigen nisten. – So sollen wir die Botschaft vom Gottesreich sehen: als Wachstumsidee.

Die Bergpredigt stellt demnach das entfaltete Gottesreich dar, die Zielvorstellung. Und wir haben die Aufgabe, auf dieses Ziel zuzugehen. Wir sind auf dem richtigen Weg, aber das Ziel ist noch nicht erreicht.

Die Bergpredigt ist deshalb mit Punkt und Komma für uns alle verpflichtend. Wir sollen davon in die Tat umsetzen, so viel nur eben möglich ist – als einzelne und gemeinsam, im privaten Bereich und im öffentlichen Bereich. Aber: Wir können diese Wachstumsphase nicht überspringen. Wir selbst sind unvollkommen und unsere Welt ist es auch. Deshalb können unsere Bemühungen immer nur erste Schritte sein. Anders gesagt: Wir müssen mit unserer armseligen Menschlichkeit und mit unserer brüchigen Welt das Material herbei schleppen, aus dem die neue Stadt Gottes gebaut werden kann. – Die Botschaft vom Gottesreich als Wachtumsidee, - Die Bergpredigt als Zielvorstellung.

Zum Schluss kann ich jetzt eigentlich nur wünschen, dass möglichst viele von Ihnen gleich nach Hause gehen, das Neue Testament aus dem Schrank holen und diese drei Kapitel einmal nachlesen: Matthäusevangelium, Kapitel fünf, sechs und sieben. Ich bin sicher, dass jeder von uns dabei etwas entdecken wird, wie er dazu beitragen kann, das Gottesreich wachsen zu lassen.

Barmherzigkeit, - nicht Opfer – 20

Im Bus oder in der U-Bahn ist öfter was los: Streit zwischen Jugendlichen, Streit zwischen Erwachsenen, Streit zwischen Eltern und Kinder. Und so manchen Kommentar bekommt man da zu hören. So etwa, wen mein Hintermann zu seinem Nachbarn sagt: „Das müsste meiner sein; dem würd` ich´s zeigen."

Wenn ich einen solchen Satz höre, erschrecke ich. Ich erschrecke, weil ich – berufsbedingt – Familien kennengelernt habe, wo man in solchem Geist versuchte, Kinder zu erziehen. D.h. es war kein Geist, sonder ein Ungeist, und das Ergebnis ist jedes Mal schrecklich.

Selbst dort, wo diese Methode äußerlich Erfolg hat, - die Kinder parieren, die machen, was man ihnen sagt – selbst dort bleibt das Ergebnis negativ. Denn erstens entwickeln diese Kinder einen Hass auf ihre Eltern; und zweitens lernen diese Kinder nicht, wie sie es später mit eigenen Kindern besser machen könnten, obwohl sie es oft wollen.

Nun mag einer einwenden, dass die anderen Methoden ja auch oft genug scheitern. Natürlich tun sie das. Das ist eine wichtige Einsicht. Alle Erziehungsmethoden sind immer nur Versuche. Und oft genug geht es schief, oder es fällt anders aus, als der Erzier dachte.

Aber – und das ist der wesentliche Unterschied: Wenn die harte Methode – ich sage mal die „preußische Methode" – schief geht, dann ist alles zu Ende. Es gibt keine Beziehung mehr zwischen Eltern und Kindern. Am Ende steht der Bruch. Bei den andern Methoden dagegen bleibt nach dem Scheitern die Möglichkeit, sich wieder zu arrangieren, - zu suchen, wie man Scherben kittet, oder wie man einen Kompromiss findet, mit dem

man leben kann. Das ist der wesentliche Unterschied.

Das Erziehungsdefizit jedenfalls, das heute allgemein beklagt wird, ist nicht ein Defizit an Härte. Es ist oft ein Defizit an Konsequenz und meist ein Defizit an Zuwendung.

Nun mag einer einwenden, dass die anderen Methoden ja auch oft genug scheitern, Natürlich tun sie das. Das ist eine wichtige Einsicht. Alle Erziehungsmethoden sind immer Versuche. Und oft genug geht es schief, oder es fällt anders aus, als der Erzieher dachte.

Im Gegensatz dazu haben die Christen eigentlich gute Voraussetzungen, um andere Umgangsformen zu entwickeln. Denn erstens ist uns bewusst, das alle Menschen Sünder sind. Wir sind in unserm Innern vielschichtig und verflochten. Und nicht nur die Kinder brauchen Erziehung: auch die Erwachsenen müssen an sich arbeiten, ohne je damit fertig zu sein.

Zweitens haben wir das Beispiel Jesu: Er geht mit Zöllnern und Sündern zum Essen und lässt den Pharisäern ihre Meinung, sie seien die Gerechten. Und er ruft uns zu: Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid; und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen. Das Beispiel Jesu.

Und drittes der gewaltige Satz aus dem Alten Testament: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.“ *(Vgl. Hos 6,6).* Jesus verwendet diesen Satz im Hinblick auf die Pharisäer in unserem heutigen Evangelium. „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer.“ Und wir könnten hinzufügen:

Menschlichkeit, - nicht Prinzipienreiterei
Güte, - nicht Drill
Geduld, - nicht Perfektion.

Es sieht so aus, dass wir da ein Kernstück unseres Glaubens vor uns haben: Barmherzigkeit. Dan mag jeder Einzelne sich selbst prüfen, wo er aus Ungeduld, aus Hartherzigkeit verstößt.

Barmherzigkeit ist demnach ein anderes Wort für Liebe. Liebe aber hier nicht aus Freude am Andern, sondern aus Mitleid mit seiner Schwäche. Und wir alle sind auf solche Barmherzigkeit angewiesen.

Wenn wir also unseren christlichen Glauben entfalten wollen, dann können wir nicht bei harten

oder „preußischen“ Umgangsformen bleiben. Es müsste möglich sein, von der Idee der Barmherzigkeit her andere Lebensformen und andere Erziehungsformen zu entwickeln, Formen, die ein reicheres Leben möglich machen, menschlicher und froher.
Nur steht da unsere eigene Persönlichkeitsstruktur oft im Weg. Die Schwierigsten sind wir meistens selbst. Die Hauptarbeit beginnt deshalb bei uns selbst, - „Barmherzigkeit will ich, - nicht Opfer.“ gab. Vielleicht ist auch der Gegensatz zwischen seiner Botschaft und der Gesetzesfrömmigkeit der Pharisäer gemeint.
Das kann schon sein. Jedenfalls ist seine Botschaft das eigentlich Neue.

Aber der Text steht ja in unserer Bibel, weil er *uns* angeht. Wir müssen die Bildworte deshalb auf uns und unsere Situation beziehen.

Neuer Wein in alten Schläuchen - 21

Neuer Flicken auf altem Kleid, - neuer Wein in alten Schläuchen. Wir wissen nicht, in welcher Situation Jesus diese Bildworte verwendet hat. Der Evangelist hat sie ohne Zusammenhang überliefert Wir bleiben deshalb auf Mutmaßungen angewiesen

Wir heute lagern den Wein in Fässer, Containern und Flaschen; damals benutzte man große Krüge und „Schläuche“. Dabei darf man nicht an unseren Gartenschlauch denken. „Schläuche“ waren damals zusammengenähte Tierhäute. Das ging ganz gut. Nur wurde durch die Säure des Weins die Tierhaut angegriffen und im Lauf der Zeit spröde. Als Behälter für Flüssigkeit war der Schlauch dann ungeeignet.

Jedenfalls scheint klar zu sein, was mit dem neuen Flicken und mit dem neuen Wein gemeint ist: Das ist Jesus und seine Botschaft. Er ist der Neue; sein Evangelium bringt etwas in das Leben der Menschen, das es so bisher nicht gab. Vielleicht ist auch der Gegensatz zwischen seiner Botschaft und der Gesetzesfrömmigkeit der Pharisäer gemeint.
Das kann schon sein. Jedenfalls ist seine Botschaft das eigentlich Neue.

Aber der Text steht ja in unserer Bibel, weil er *uns* angeht. Wir müssen die Bildworte deshalb auf uns und unsere Situation beziehen.

Der neue Wein, das ist Jesus und seine Botschaft; und für die meisten von uns steht außer Frage, dass dieser Wein nicht nur neu ist, sondern auch Qualität hat. Wir akzeptieren es, dass der christliche Glaube eine großartige Sache ist.

Weshalb aber machen wir so wenig daraus? Weshalb ist unser Glaube meist so wässrig? Kommt etwa die Botschaft Christi deswegen so schlecht bei uns an, weil wir „alte Schläuche“ sind? Ist unser Gefäß zur Aufnahme seiner Botschaft morsch geworden? – Ich fürchte, dass es so ist.

Wenn ich das erklären soll, dann muss ich es tun mit Hilfe von Beispielen. Die treffen nicht für jeden zu. Da muss schon jeder sich *den* Schuh anziehen, der ihm passt. Und wenn jemand das als ärgerlich, empfindet, bitte ich, mir das nachzusehen. – Woran also kann man ablesen, das wir „alte Schläuche“ sind?

Sehen Sie: Fußball zum Beispiel ist ei herrliches Spiel, -aber doch nur, wenn man es spielt; wenn man mit Geschick und Leidenschaft versucht, / an den anderen vorbei / den Ball ins Tor zu kicken… nur wenn man es selbst spielt. Wenn man dagegen bloß zuschaut – am Rand des Sportplatzes oder gar am Fernsehapparat – dann hat das mit Sport wohl nichts zu tun. Und weil es eben auch langweilig ist, muss man es aufmotzen mit Tabellen und Meisterschaften, mit Lokalpatriotismus, mit Nationalismus oder mit den Privatleben der Spieler. Fußballspielen ist das eine, die Unterhaltung für lebensunlustige Leute ist das andere. Sind halt „alte Schläuche“. – Was sollen die noch mit der Botschaft Jesu anfangen?

Anderes Beispiel. Die Sache mit der Werbung. Es ist erstaunlich, wie viele darauf reinfallen. Man sieht das neue Auto des Nachbarn, man blättert in einem Prospekt mit eleganten Leuten auf der Promenade von Nizza, man entdeckt im Kaufhaus Dinge, die man tatsächlich noch nicht besitzt. Da entsteht der Eindruck, man brauche das nur zu

kaufen, dann habe man ein neues Lebensgefühl. – Und jeder kann ja in seinem Kleiderschrank mal nachschauen, im Spielzimmer der Kinder oder in der Kommode mit den elektronischen Musiksachen. Was für einen Kram haben wir da zusammengekauft?! Und das neue Lebensgefühl war immer noch nicht dabei, So bleiben wir weiterhin „alte Schläuche“ – Hat die Botschaft Jesu da eine Chance?

Drittes Beispiel. Ich will keinem die Freude am Fernsehen verderben, Es geht auch nicht um gute oder schlechte Sendungen. Sondern: Es geht um den Abstumpfungsprozess. Wir sehen hundert verschiedene Dinge; auch wenn dabei etwas schreckliches gezeigt wird, dann knabbern wir weiter unsere Kartoffelchips. Abstumpfungs-prozess. – Vielleicht gibt es noch Leute, die vor dem Fernsehapparat lachen und weinen können, die sich freuen, sich ekeln oder sich empören können. Die meisten können das nicht mehr. „Alte Schläuche“, morsch und brüchig, untauglich für neuen Wein. – So weit die Beispiele.

Was soll ich also machen, wenn dieser Jesus von Nazareth auf mich zukommt? Wenn er seine Botschaft verkündet? Wenn er mich – ganz persönlich mich anspricht?

Ich kann ihn ja zu Radio - Luxemburg schicken: vielleicht haben die für ihn eine Stelle frei. –Ich kann auch mit den Schultern zucken und fragen: „Was soll das?“ – Ich kann auch sagen: „Na, schön. Ist schon recht“. Wenn man alles nicht so wichtig nimmt, passt alles zusammen.

Ich kann aber auch erschrecken – erschrecken über mich selbst. Weil ich ahne, dass es da um alles geht; weil ich ahne, dass ich mich ändern muss; weil ich ahne, dass ich mein ganzes Leben verpasse, wenn ich weiterhin zu den „alten Schläuchen“ gehöre. –Und dieser Schrecken über mich selbst könnte der Anfang sein für ein neues Leben, für ein Leben in seiner Nachfolge.

Die Heilung des Blindgeborenen - 22

Von den Passions-Erzählungen abgesehen, ist unser heutiges Evangelium das längste, das wir im

Gottesdienst vorlesen. Bei den vielen Gedanken, die da begegnen, bietet es sich an, das herauszugreifen, was uns am besten in den Kram passt. Ich möchte das vermeiden und versuche deshalb, den Kerngedanken des Evangeliums herauszuschälen. Und vielleicht kann ja jeder einmal im Stillen überlegen, wo denn dieser Kern stecken könnte.

Der eine hört vielleicht nur eine Wundergeschichte heraus, ein Heilungswunder wie viele andere. Einem andern fällt auf, dass da um die Bedeutung des Sabbatgebotes gestritten wird.
Ein Dritter interessiert sich für die verbreitete Meinung, Gebrechen und Krankheit seine Strafe für Sünde.
Wieder einem andern fällt die Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Pharisäern ins Auge; und oft haben die Christen gemeint, ihre antijüdischen Vorurteile daran festmachen zu können.
Andere interessieren sich für die Gegenüberstellung von Mose und Jesus oder für die Praxis des Ausschlusses aus der Synagoge und vergleichen das mit der katholischen Praxis der Exkommunikation.
Das alles sind interessante Themen, aber den Kern unser Evangelium treffen sie nicht.

Der Kern der Sache steckt vielmehr in einem einzigen Satz, und das ganze Evangelium ist um diesen Satz herum aufgebaut. Dieser Satz steht in Vers -5 und lautet: „Ich bin das Licht der Welt“ *(Wdn.)*

Da ist ein armer Kerl, der ist von Geburt an blind. Er lebt sein Leben in Finsternis. Dem werden hier im Evangelium die Augen geöffnet, so dass er sehen kann. Dieser Schritt von der Blindheit zum Sehen wird hier als Gleichnis verwendet. Der Schritt von der körperlichen Blindheit zum körperlichen Sehen steht als Gleichnis für den Schritt von der geistigen Blindheit zum geistigen Sehen.

Entsprechend die Reaktion des Geheilten. Zuerst sagt er noch von Jesus: „Ich weiß nicht.“ Ein Stück weiter sagt er: „Er ist ein Prophet.“ Noch ein Stück weiter: „Dieser ist von Gott.“ Und am Schluss: „Ich glaube.“ Da erst ist er richtig sehend geworden.

Das Sehen mit offenen Augen ist das Bild, von dem erzählt wird; das Sehen mit gläubigen Herzen ist die Sache, die damit veranschaulicht wird. Vom Licht der Sonne zum Licht des Lebens, - das ist der

Kern unseres heutigen Evangeliums.

Das erinnert an die anderen Stellen im Johannesevangelium, wo Jesus sich als das Licht der Welt bezeichnet oder wo er von anderen so bezeichnet wird. In der Bildrede von Finsternis und Licht wird die ganze Botschaft des Christentums zusammengefasst. Und jeder von uns kommt darin vor. Natürlich schlagen wir uns alle gern auf die Seite des Lichtes. Aber sind wir dessen so sicher? – Müssten wir nicht viel deutlicher auch die Finsternis in uns bemerken? – Unsere Verschlossenheit und innere Verhärtung, unsere Hartherzigkeit und Verbissenheit, unsere gewollte Blindheit gegenüber den Problemen unserer Zeit?

Lassen Sie mich das mit einigen Beispielen andeuten:
Fällt es uns wirklich nicht auf, dass unsere Gehaltserhöhungen und unsere Rentenerhöhungen auch mit Hilfe von Rüstungsexporten finanziert werden?
Fällt es nicht auf, dass die Vereinsamung vieler Menschen auch durch die Egomanie der andern Verursacht wird?
Merken wir wirklich nicht, dass Wandalismus und Kriminalität oft eine Reaktion auf den Wohlstand der anderen ist?
Wollen wir es nicht wahrhaben, dass Arbeitslosigkeit nicht einfach Schicksal ist, sonder mitverursacht wird durch die Besitzstandswahrung derer, die Arbeit haben?
Sehen wir wirklich nicht, dass Hass, Neid und Feindseligkeit sich nur deshalb so ungehindert ausbreiten können, weil die Christen ihrem Auftrag zu Güte, Liebe und Barmherzigkeit nicht hinreichend nachkommen?
Wollen oder können wir es nicht sehen, dass der Verfall des Glaubens in unserem Land eine einzige Hauptursache hat: Unsere Lebensart als Christen ist so wenig christlich, dass sie kaum jemanden faszinieren kann.

„Das Licht kam in die Welt, aber die Menschen liebten die Finsternis mehr als das Licht“, heißt es zu Beginn die Johannesevangeliums.
Vielleicht kann diese Fastenzeit dazu anregen, die Augen zu öffnen, uns von seinem Licht erleuchten zu lassen und für andere Licht zu sein.

Essen mit unreinen Händen - 23

Streit über nebensächliche Fragen gibt es auch bei

uns. Manche können sich darüber aufregen, wenn ein Jugendlicher sich die Haare grün färbt, - wenn einer das Kreutzzeichen mit der linken Hand macht, wenn ein Junge in der Kirche die Mütze aufbehält

So ähnlich hört es sich an, wenn in unserem Evangelium die Pharisäer an Jesus herumzanken: „Warum essen deine Jünger ihr Brot mit unreinen Händen?“ – Klingt nach Nebensächlichkeit. Aber das wäre ein Missverständnis. Der Streit von dem hier erzählt wird, ist nicht ein Zank um Nebensächlichkeiten, um Hygiene oder um gute Manieren. Das ist es nicht. Es ist vielmehr ein Streit, an dessen Ende die Kreuzigung steht.

Inhalt des Streitswaren vordergründig jüdische Vorschriften und Gesetze. Die sollten eine „kultische Reinheit“ sicherstellen. „Kultische Reinheit“ – für uns heute klingt das eher fremdartig. Aber der ganze Tagesablauf von Pharisäern und Schriftgelehrten damals wurde geprägt von diesem Bemühen, sich nicht zu verunreinigen. Das Betreten eines Gerichtsgebäudes etwa machte kultisch unrein; der Umgang mit allem, was mit Geburt und Tod zusammenhängt, machte kultisch unrein; die Heiden galten alle als kultisch unrein, und jede Berührung mit ihnen, die Begegnung auf dem Markt, das Obst, das sie verkauften – das alles machte kultisch unrein.

Ein solches Reinheitsgebaren konnte sich natürlich nur eine Minderheit leisten. Die einfachen Leute vom Land *kannten* die meisten dieser Vorschriften gar nicht. Und *wenn* sie sie kannten, waren sie kaum in der Lage, sie einzuhalten. Die einfachen Leute vom Land galten deshalb ebenfalls als kultisch unrein.

Hätte Jesus sich darauf berufen, wäre wohl kein Streit entstanden. – „Wir kommen aus Galiläa; wir sind einfache Leute vom Land: lasst uns doch in Ruhe!“ – Das wäre kein Problem gewesen.

Nein! Die Pharisäer stellen Jesus diese scheinbar unwichtige Frage, um ihn aus der Reserve zu Locken. Sie wissen, dass er ihre Art von Frömmigkeit prinzipiell in Frage stellt.

Pharisäer und Schriftgelehrte hatten ja ei hohes Ethos. Ihre Vorschriften und Gesetze gingen

durchweg auf biblische Vorschriften zurück; und die stammten ihrer Auffassung nach von Mose; und der hatte sie von Gott. Wenn deshalb Jesus ihre Reinheitsvorschriften in Frage stellte, dann war das für sie ein Angriff auf ihre religiöse Lebenseinstellung. Darum die überraschende Bitterkeit in der Auseinandersetzung.

Nun sagt Jesus ja nicht: „Ihr habt die falsche Religion; ich bringe euch die richtige." Damit hätte man leichter umgehen können. Nein! Er bezeichnet sie als „Heuchler", sie nähmen ihre eigene Religion nicht ernst. Der Prophet Jesaja habe sie schon so charakterisiert. Da spricht Gott: „Dieses Volk ehrt mich mit den Lippen; sein Herz aber ist weit weg von mir."

Jesus bringt also keinen anderen Gott zur Sprache, keine andere Religion. Sondern: Er spricht vom Gott Abrahams, von dem Gott, auf den die Pharisäer sich berufen. Und dessen Wille ist das entscheidende Kriterium. – Jesus macht deshalb einen Unterschied zwischen den Vorschriften der Menschen und dem Gebot Gottes, zwischen der äußeren Reinheit und der inneren Reinheit, zwischen einer Gottesverehrung mit den Lippen und einer Gottesverehrung mit dem Herzen.

Für die Pharisäer damals war das eine unerträgliche Herausforderung: Die Behauptung, ihre Art Frömmigkeit sei nicht gottgefällig, - sei überhaupt keine richtige Frömmigkeit, sondern Scheinheiligkeit. Dieser Konflikt spitzte sich immer weiter zu. Die Geschichte von der Tempelreinigung etwa gehört mit in diese Reihe. Das lief zwangsläufig auf ein Todesurteil zu.

Nun ist das lange her. Aber der Streit von damals steht auch heute noch in der Bibel. Das heiß: Es geht nicht darum, etwas Unfreundliches über die damaligen Pharisäer zu sagen, sonder es geht um uns und *unser* Verhalten. Das Kriterium dafür liegt in der Frage: „<u>Was will Gott eigentlich von mir</u>?"
Es geht um das Bewusstsein, dass ich selbst in Verantwortung stehe vor Gott
– ich ganz persönlich.

Entscheidend also ist der Wille Gottes und meine innere Einstellung dazu, - die Gottesverehrung mit dem Herzen

– Da mag jeder bei sich selbst überlegen, in welche Richtung er sich verändern sollte. Und wer da gar nichts zu finden wüsste, der hätte den Zug wohl verpasst. Denn „Nachfolge Christi“ ist eine anspruchsvolle Sache.
Sein Ruf ergeht an uns jeden Tag neu.

Ich möchte wieder sehen können - 24

Wenn man sich anschaut, wer heute alles eine Brille trägt, dann mag man sich fragen, was die Leute wohl früher gemacht haben. Haben die alle nur Verschwommenes gesehen? Und wenn man hört, was man heute am Auge alles operieren kann, dann muss man wohl sagen: Wir heute sehen besser als frühere Generationen.

Wir sehen aber nicht nur besser, wir sehen auch mehr. Wir fahren in der Gegend herum; wir nehmen Teil an Gesellschaftsreisen; wir machen Urlaub in fernen Ländern. Wir nehmen Fotoapparate und Videokameras mit, damit wir zu Hause alles noch einmal sehen und es auch den andern zeigen können. Und dann gibt es noch den Fernsehapparat, der uns die ganze Welt zum Sehen ins Wohnzimmer bringt.
Wir sehen also besser und wir sehen mehr als die Leute früherer Zeiten.

Das klingt recht positiv. Ganz sicher bin ich allerdings nicht. – Was passiert da eigentlich, wenn Leute jeden Tag vor dem Fernseher sitzen, - und sie sehen gar nicht mehr, wie sehr ihre Kinder die Zuwendung ihrer Eltern vermissen? … sehen gar nicht mehr, wie der Ehepartner im Sessel daneben immer trauriger wird? ..sehen gar nicht mehr, wie sie selber innerlich stumpf werden

Da helfen all unsere Brillen nicht; da geht es um anderes. Antoine de Saint- Exupéry hat es bereits 1943 geradezu klassisch formuliert; er schreibt da im „Kleinen Prinzen“: <u>Man sieht nur mit dem Herzen gut. Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.“</u> *(Wdh)* – Das Sehen mit dem Herzen ist also die entscheidende Fähigkeit. Deshalb gab es früher ein Wort „Herzensbildung“. Das Wort ist heute unmodern geworden und die Sache wohl auch

In unserem heutigen Evangelium nun wird erzählt

von dem blinden Bartimäus. Er war nicht von Geburt an blind; er hatte seine Sehfähigkeit erst später verloren. Er wusste also, was heißt, sehen zu können. Die Sehnsucht danach trug er in seinem Innern.

Er kannte auch den Jesus von Nazareth schon. Vermutlich war er ihm vom Hörensagen her als Wundertäter bekannt.

Aber mit einem Mal ahnte er noch mehr. Er ruft nicht einfach: „Jesus von Nazareth, hilf mir!“ – Sondern er ruft: „Jesus Sohn Davids, erbarme dich meiner!“ – Er ahnt also in Jesus jemanden, der in der großen Glaubenstradition Israels steht; er ahnt des Messias als den Sohn Davids; und was der Messias bringt, wird eine Heilszeit sein: „Dann werden die Augen der Blinden geöffnet, auch die Ohren der Tauben tun sich auf; dann springt der Lahme wie ein Hirsch und die Zunge des Stummen wird jubeln“ – wie es beim Propheten Jesaja heißt. *(Jes. 35)*

Solcher Glaube war in dem blinden Bartimäus wach geworden. Er war deshalb /als Blinder bereits/ sehend. Er verstand es, mit dem Herzen zu sehen, und deshalb erkante er Jesus als Messias und rief um sein Erbarmen. Aber dann steht da nicht, dass Jesus ihn heilte; sonder Jesus sagte zu ihm; „Geh dein Glaube hat dir geholfen!“ – Das, was er an Gottvertrauen in sich trug, war die Ursache seiner Heilung; die Begegnung mit Jesus war nur deren Anlass

Der Theologe und Psychotherapeut Eugen Drewermann hält die Blindheit des Bartimäus für eine psychopathologische Sehstörung. Geheilt werde er dadurch, dass er in der Begegnung mit Jesus wieder Selbstvertrauen gewinne und seine Angst vor den andern überwinde. Das mag so sein.

Entscheidend jedenfalls ist der innere, der seelische Vorgang. Die Wiederherstellung des äußeren Sehvermögens ist Folge eines inneren Erkennens; das Sehen mit den Augen Folge eines Sehens mit dem Herzen. Erst dann kann der geheilte Bartimäus dem Messias auf dem Weg nach Jerusalem folgen. – So weit das Evangelium.

Und wie ist das mit uns und unserem Sehen? Mit der Sehfähigkeit unseres Herzens und der

Sehfähigkeit unserer Augen? – Benutzen wir unsere äußere Sehfähigkeit, um - wie die Gaffer bei einem Unfall – ein Stück Unterhaltung zu suchen? Ist unsere Herzensbildung vertrocknet, und wir spüren gar nicht mehr, dass man Unfälle, Katastrophen und Elend nicht anglotzen kann? … dass weinende oder betende Menschen keine „Sehenswürdigkeit“ sind? …dass man kranke oder behinderte, zerlumpte oder verletzte Menschen nicht besichtigen kann?

Vielleicht ist das die Hauptkrankheit unserer Zeit, dass wir bei allem Fernsehen unsere innere Sehfähigkeit verloren haben. Da helfen all unsere schönen Brillen nicht. – Vielleicht aber kann die Begegnung mit diesem Jesus von Nazareth unsere innere Sehfähigkeit wieder wach rufen, - die Fähigkeit, mit dem Herzen zu sehen. Nötig hätten wir es / alle miteinander.

Den Unmündigen geoffenbart – 25

„Ich preise dich, Vater, Herr des Himmels und der Erde, weil du all das den Weisen und Klugen verborgen, den Unmündigen aber offenbart hast.“

- Mit diesem Satz beginnt das Gebet, das Jesus hier in unserem heutigen Evangelium spricht.

Da geht es auf der einen Seite um die Weisen und die Klugen. Das waren damals Schriftgelehrte und Pharisäer, die da meinten, sie seien Gott näher, weil sie sich in der Heiligen Schrift auskannten. Und das sind heute die Theologen, die Fachleute und die Klugredner im Fernsehen, die da meinen, sie verstünden von Gott mehr, nur weil sie studiert haben

Auf der andern Seite ist da die Rede von den „Unmündigen“, - hinterher werden auch noch die Mühseligen und die Beladenen genannt. Und ausgerechnet den Unmündigen hat Gott seine Botschaft offenbart. Das erinnert an den Satz von den Kindern; „Wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, könnt ihr nicht das Himmelreich kommen.“ *(Ma 18)*.

Um es gleich vorweg zu sagen: Wenn es uns nicht gelingt, diesen Gedanken nachzuvollziehen, den Inhalt dieser Sätze nachzuerleben, dann ist das ganze Christentum für uns wie eine zugenagelte Kiste. Dann ist es nicht mehr sinnvoll, über

Christentum zu reden, weil wir *nichts* davon verstehen.

Drei Gedanken sollen uns Zugang verschaffen, sollen uns helfen, die Kiste öffnen.

Der erste Gedanke: die Andersartigkeit Gottes. Wer Gottes Größe auch nur ungefähr ahnt, spürt gleichzeitig seine Unbegreiflichkeit. Unser menschliches Erkennen und Denken ist unzureichend, um das Göttliche zu erfassen. Unser Sprechen über Gott kann deshalb nur ein Stammeln sein, wenn wir es nicht gleich vorziehen zu schweigen. Alle die dennoch über Gott reden und über ihn Sätze formulieren, wenn sie die Unangemessenheit ihrer Rede nicht deutlich machen, sind sie bloße Schwätzer

Der zweite Gedanke: die Weisheit dieser Welt und die Weisheit Gottes. Aus der Andersartigkeit Gottes ergibt sich die Andersartigkeit seiner Weisheit. Jahrelang hat man uns in der Schule beigebracht, wie man „rational“ denkt; in unserem Berufsleben haben wir gelernt, wie man „zweckmäßig“ denkt; und von unserem Egoismus her haben wir gelernt, wie man „nützlich“ denkt. Demgegenüber schreibt uns der Apostel Paulus: „Was kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen je in den Sinn gekommen ist, das hält Gott denen bereit, die ihn lieben.“ Die Weisheit Gottes ist anders als die Weisheit dieser Welt. Deshalb ist wohl auch der Spott der Ungläubigen ein Maßstab für die Treue der Christen.

Der dritte Gedanke: das innere Erleben. Wenn es unserem Verstand verwehrt ist, Gott zu begreifen, wie ist es dann möglich, seine Nähe zu spüren ? Für jeden gläubigen Menschen ist die Antwort ganz einfach: Es ist ein inneres Erleben, ein gesamtpersonales Fühlen. Es ist etwas Großes und Geheimnisvolles, etwas Weiches und Zartes, beglückend und erschreckend gleichzeitig. Der geläufigste Ausdruck dafür ist „Herz“. Gedacht ist dabei nicht eigentlich an den Muskel im Körper, nicht an die Pumpe, die den Blutkreislauf in Gang hält. Mit „Herz“ meinen wir unser Persönlichstes, unser Innerstes, wo wir ganz Seele und ganz Ich sind.

Und da sind die Kinder uns offenbar überlegen. Sie tun sich leichter, ein waches Herz zu haben, ein frohes Herz, ein liebendes Herz. Sie verstehen vielleicht weniger als die Erwachsenen, aber sie erleben tiefer.

Ist es normale Alltag, der uns Erwachsene so abstumpfen lässt? die berufliche Strapaze? sind es Kummer und Sorgen? Vielleicht. Und ich fürchte, wer lang genug vor dem Fernsehen gesessen hat, der hat wohl auch keine Tränen mehr. Er ist seelisch stumpf geworden.

Aber gerade in dieser Situation begegnet uns Jesus mit seinem „Heilandsruf“: Kommt *alle* zu mir, alle, die ihr mühselig und beladen seid – und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen!“ Es ist einer der großartigsten Sätze, die uns das Neue Testament an die Hand gibt, ein Satz, in dem die ganze Botschaft des Christentums zusammengefasst ist und der für die Kinder ebenso gilt wie für die Erwachsenen, - ein Satz, mit dem man vielleicht leben kann, ein Satz, mit dem man vielleicht auch sterben kann: „Kommt alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, - und ihr werdet Ruhe finden für eure Seelen,“

Die törichten und die klugen Jungfrauen - 26

Wenn man das Gleichnis von den zehn Jungfrauen hört, mag man kaum glauben, dass es von diesem Jesus aus Nazareth stammen soll. – Die andern fünf wollten ja auch dem Bräutigam entgegengehen. Aber sie kamen zu spät, und der Bräutigam sagt zu ihnen: „Ich kenne euch nicht.“ „Sie riefen: „Herr, Herr, mach uns doch auf!“ – Er aber antwortete: „Ich kenne euch nicht.“ – Dabei hatten sie bloß versäumt, Reserveöl mitzunehmen; und dumm waren sie auch noch. Was kann man ihnen groß vorwerfen? Das Urteil aber ist vernichtend: „Ich kenne euch nicht.“

Soll das jener Jesus erzählt haben, den wir von den andern Gleichnissen her kennen? Das Gleichnis vom verlorenen Sohn etwa oder das Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg, wo einige erst zur elften Stunde kamen und trotzdem den gleichen Lohn erhielten wie die andern, die den ganzen Tag über gearbeitet hatten? Soll das jener Jesus sein,

der im Johannesevangelium sagt: „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern, dass die Welt durch ihn gerettet werde.“? – Was also machen wir mit unserem Gleichnis von den zehn Jungfrauen?

Nun gab es damals in Judentum verschiedene Formen von Frömmigkeit, *(Gibt es ja auch heute verschiedene Formen von Frömmigkeit)* Eine dieser Frömmigkeitsformen war die Apokalyptik. Diese Apokalyptik hat uns viele großartige Gedankenbilder gemalt; sie hat uns manchen Gedanken an die Hand gegeben, der uns das Geheimnis des Göttlichen tiefer erahnen lässt. Aber die Apokalyptik arbeitet auch mit Schwarz – Weiß – Malerei. Da gibt es nur zwei Sorten von Menschen: gute und böse. Da gibt es nur zwei Sorten von Schicksal: ewiges Glück und ewige Verdammnis. Da gibt es nur zwei Sorten von Wirklichkeit: Gottesreich und Satansreich. Mit den Gleichnissen vom verlorenen Sohn, vom verlorenen Schaf oder von den Arbeitern im Weinberg kann man das nicht mehr zusammenreimen. – Es wäre deshalb denkbar, das ein altes Gleichnis Jesu den Apokalyptikern in die Hände gefallen ist. Die haben es dann so umfrisiert, dass es in die Frömmigkeit der Apokalyptik hinein passte. Denkbar wäre das.

Uns heute fiele damit eine wichtige Aufgabe zu: Wir müssten aus diesem erschreckenden Text die Ursprüngliche Botschaft wider herausschälen. Das ist eine gewagte Sache und kann nur in Ansätzen gelingen. Lassen Sie es mich versuchen,

Da sind also zehn Brautjungfern, die dem Bräutigam entgegen ziehen wollen. Alle wollen das, die törichten ebenso wie die klugen. Doch es dauert länger, und sie schlafen alle ein, die törichten ebenso wie die klugen. Aber wie dann los geht, da fällt den törichten ein, dass sie kein Reserveöl mitgenommen haben. Und während sie welches besorgen, kommt der Bräutigam. Die törichten Jungfrauen sind unterwegs; sie verpassen das frohe Ereignis; sie kommen zu spät. Und wie sie fragen: „Wo kommt ihr denn her?“ Und wie sie dann ihre Entschuldigung hervor stottern, kommt rein, wir haben gerade erst angefangen.“

– So oder so ähnlich könnte das Gleichnis im Munde Jesus gelautet haben .

Dann aber hätte das Gleichnis auch eine andere Aussage als bei den Apokalyptikern. Es wäre eine Erinnerung daran, dass unsere Lebenszeit nur eine Zwischenzeit ist; eine Mahnung, mit unserer Berufung als Christen in kluger Weise umzugehen,

- eine Mahnung , Vorsorge zu treffen für den Fall, dass es länger dauert, bis der Herr kommt

Am Schluss hängt der Evangelist Matthäus dann noch die Aufforderung an: „Seid wachsam, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde“. Das wäre dann ein Satz, der sich ebenso auf unsere Todesstunde beziehen könnte wie auf den Tag der Wiederkunft Christi. „Seid darum wachsam1“
So weit unser Denkversuch.

Nun habe ich persönlich weder das Recht noch die Fähigkeit, die Bibel umzuschreiben. Wo kämen wir hin, wenn jeder Pfarrer sich seine Bibel selber Schrieb?! Das heilige Buch ist uns vorgegeben – so wie es ist. Aber der Versuch, aus diesen Texten Gottes Wort zu erlauschen - der Versucht, den alten Text für uns heute verständlich zu machen, das ist meine Aufgabe. Und diesen Versuch ist es allemal wert. – „Seid also wachsam, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde.“

Welcher Reiche wird gerettet werden! – 27

Ein bedrückendes Evangelium, das wir gerade gehört haben. Berückend deshalb, weil jeder heraus hört: Wir sind mitgemeint. Unsere ganze Lebenssituation hier in unserer Wohlstandsgesellschaft ist mitgemeint. Man muss nicht Christ sein, um das Bedrückende daran wahrnehmen zu können.

Einen Gesichtspunkt möchte ich heraus greifen: den Hunger in der Welt, - das heißt: Nicht der Hunger selbst ist für uns das Bedrückende – wir sind ja satt – sondern die Kluft von Überfluss hier und Hunger dort, sowie die wachsende Einsicht, dass unser Überfluss eine der Ursachen ist für den Mangel in anderen Ländern. Darin liegt das Bedrückende; und die Drohung des Evangeliums trifft uns exakt: „Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als dass ein Reich Gottes gelangt.“

Das Problem ist allerdings nicht neu.
Es existiert in der Kirche von Anfang an.

So war es auch um das Jahr 200 herum in Alexadrien in Ägypten. Alexandrien war mit etwa 800 000 Einwohnern die zweitgrößte Stadt des Römischen Reich. Die Mehrzahl der freien Bewohner lebte in üppigem Wohlstand und eine kleine Zahl der Bewohner in einem Luxus, der selbst nach heutigen Maßstäben märchenhaft erscheint. So kam es, dass in der dortigen Christengemeinde das gleiche Problem auftauchte: Kann ein Reicher Christ sein? Kann ein Reicher vor Gott Gnade finden?
Kann ein Reicher gerettet werden?

Damals lebte in Alexandrien ein tüchtiger Theologe Namens Clemens, unser Kirchenvater Klemens von Alexandrien. Er hat drei große Werke verfasst, die ihn berühmt gemacht haben. Unter seinen kleineren Schriften findet sich ein Büchlein mit dem Titel „Welcher Reiche wird gerettet werden?“ In dieser Schrift befasst er sich genau mit unserer Frage: Wie kann man als Reicher Christ sein?

Bevor ich Ihnen einige Punkte aus dieser Schrift Vortrage, möchte ich Sie bitten, skeptisch zu bleiben. Es könnte ja sein, dass da einer nur faule Entschuldigungen vorträgt, so ein Schein – Alibi für reiche Leute, bloß künstliche Ausreden.
Das wäre denkbar. Bleiben Sie deshalb skeptisch und urteilen Sie selbst.

Ich will Ihnen aus dieser Schrift „Welcher Reiche wird gerettet werden“ von Clemens von Alexandrien sieben Gedanken kurz skizzieren. Er sagt sinngemäß:

1. Den Reichen hilft es nicht, wenn wir ihnen schöne Worte sagen, wenn wir ihnen schmeicheln; es hilft ihnen nur, wenn wir sie ernsthaft christlich belehren.
2. Den Reichen hilft es auch nicht, wenn wir ihnen sagen, dass sie nicht gerettet werden könnten. Dann verlieren sie jeden Glaubensmut, klammern sich noch mehr an Geld und Besitz, tun nicht einmal das, was sie tun könnten, und entfernen sich noch weiter vor Gott.
3. Niemand wird durch eigene Leistung vor Gott Gerecht – kein Armer und kein Reicher. Vor Gott sind wir alle Sünder.
4. Reichtum an sich ist weder gut noch schlecht. Es

kommt darauf an, wie man damit umgeht.

5. Es ist nicht im Sinn des Christentums. Wenn alle alles verschenken; dann gäbe es nur noch Elend und Entmutigung, und niemand könnte mehr einem Bettler helfen, einen Hungernden speisen oder einen Nacken bekleiden.
6. Schlecht ist allerdings die leidenschaftliche Liebe zu Geld und Besitz; schlecht ist auch, wenn man danach trachtet, seinen Besitz unendlich groß zu machen, das Trachten nach mehr und immer mehr.
7. Oft ist der Reichtum – das Viele und das Überflüssige – ein Hindernis, um ein guter Mensch zu sein, ein Hindernis, um das Reich Gottes zu suchen.

So weit Clemens von Alexadrien.

Was könnten wir nun, die wir hier sind, im Anschluss an diese Überlegungen tun? –
Ich habe drei Vorschläge:

1. Wir könnten dieses Büchlein lesen: Clemens von Alexandrien, Welcher Reiche wird gerettet werden?
   - Lesen und uns damit auseinander setzen.
2. Wir könnten den eigenen Umgang mit Geld und Besitz einmal abklopfen auf die Frage hin: Wie müsste ich mich verhalten, wenn ich konsequent Christ sein wollte? – Und
3. Wir könnten uns fragen: Was müsste ich beseitigen, weil es mich daran hindert, meinen eigenen Lebensentwurf zu realisieren? – Versuchen könnten wir es doch mal.

Das königliche Hochzeitsmahl - 28

Eine schwierige Geschichte, die wir da gerade gehört haben. Je länger man darin liest, desto mehr Schwierigkeiten tauchen auf. Und wenn wir auch gelegentlich über die Exegeten Klage führen, über die Schriftausleger, weil sie vieles so unnötig kompliziert machen, - hier bei unserem heutigen Evangelium können sie uns gute Hilfe leisten.

Es sieht so aus, als seien da drei verschiedene Erzählungen ineinander gerutscht:

Erstens die Erzählung von den zwei verschiedenen Gruppen, die da zum Hochzeitsmahl eingeladen werden;

Zweitens die Erzählung von der Vergeltung
des Königs für den Tod seiner Knechte;

D**rittens** die Erzählung, von dem Mann,
der kein hochzeitliches Gewand trug.

Zunächst also der Erzählung von den zwei verschiedenen Gruppen von Leuten, die da zum Hochzeitsmal geladen werden. – Im Lukas - evangelium wird diese Geschichte auch erzählt. Dort ist sie eindeutiger; dort ist sie nicht mit anderen Geschichten verflochten. Etwa so: Die Frohbotschaft Jesu richtet sich an die Juden. Sie sind von alters her das auserwählte Volk Gottes; sie sind die Adressaten der Predigt Jesu; sie sind als erste eingeladen. In ihrer Mehrheit aber lehnen sie Jesus und seine Botschaft ab. Deshalb die frühe Wende des Christentums hin zu den Heiden. Sie sind die von der Straße; sie sind die Zweit – Eingeladenen. Die Heiden sind die Ersatzgäste für diejenigen Juden, die dem Ruf Jesu nicht folgen. – Hier in dieser Geschichte spiegelt sich also die frühchristliche Wende wider von der Judenmission zur Heidenmission.

Ja, in dann war im Jahr 66 nach Christus der Jüdische Krieg ausgebrochen. Er fand seine Ende im Jahr 70 mit Zerstörung Jerusalems und dem Tod eines Großteils seiner Bewohner. Die Christen deuteten das damals als Strafe Gottes: Weil sie die Knechte Gottes abgewiesen hatten, weil sie seine einladenden Boten misshandelt und umgebracht hatten, - Viele Propheten, Jesus von Nazareth, Stephanus und Jakobus – darum kam das Unheil über sie. Die Täter fanden den Tod, und ihre Stadt wurde zerstört. Das sei ihre Strafe gewesen.- Hier also spiegelt sich das historische Ereignis des Jahres 70 wider und die Deutung, welche die Christen diesem Ereignis gaben.

Die dritte Erzählung ist dagegen nicht an zeitgenössische Ereignisse gebunden, Sie gilt zu jeder Zeit. – Wir alle sind eingeladen von Gott, - eingeladen in sein Reich, eingeladen zum himmlischen Hochzeitsmahl. Der Einladende ist Gott. Aber er hat uns gegenüber eine Erwartung: Es geht dabei nicht um ein äußeres Kleid, sondern um ein inneres. Die Einladung Gottes müsste uns

innerlich umwandeln; und wir müssten uns umwandeln lassen. Andernfalls gilt auch für uns die apokalyptische Drohung, dass wir hinausgestoßen werden in die Finsternis; dort wird Heule und Zähneknirschen sein.

Damit haben wir das heutige Evangelium in seine drei Bestandteile zerlegt und vielleicht etwas verständlicher gemacht. Aber die verflochtene Geschichte steht ja *heute* in unserer Bibel. Sie will deshalb nicht nur alte Probleme widerspiegeln, sondern Botschaft für heutige Christen sein. Wir dürfen deshalb ruhig noch ein zweites Mal hinschauen und das Evangelium auf unsere heutige Situation hin befragen

Zunächst einmal bietet es eine Warnung vor Überheblichkeit. - vor Überheblichkeit gegenüber den Juden, Überheblichkeit gegenüber anderen Religionen, Überheblichkeit gegenüber den Ungläubigen. Auch wir sind nur eingeladene Gäste,
- und von der Straße geholt. Zudem wissen wir, dass wir dem Ruf des einladende Königs oft genug nicht gerechtet werden.

Deshalb sollten wir uns auch hüten, ein Unglück. das andere betrifft, als Strafe zu deuten. Schon der alte Hiob in seinem Elend protestiert gegen dieses Denkmuster. Wir *begreifen* Gott nicht. Wir können nicht erklären, weshalb ein Mensch leiden muss. Wir sollten deshalb die Leidenden mit unseren boshaften Deutungen verschonen.

Dann schließlich – am Ende unseres Evangeliums
- die apokalyptische Warnung. Man muss als Christ nicht unbedingt Apokalyptiker sei. Aber die Mahnung des Paulus, uns um das Heil zu bemühen „mit Frucht und Zittern“ *(Phil2, 12)*, die gilt für uns alle. Denn die Ehrfurcht vor der Heiligkeit Gottes, das Erschrecken vor seiner Größe, lässt uns erst ahnen, was das für eine Einladung ist, die er uns da schickt.

Unser heutiges Evangelium ist demnach ein gutes Beispiel dafür, dass es sich lohnt, den biblischen Text genauer anzuschauen. Er kann uns Aufschluss geben über die Glaubenssituation für frühen Christen; er kann die christliche Botschaft über die

Jahrhunderte hinweg vermitteln; und er kann uns aufrufen, diese alte Botschaft auf unsere heutige Situation hin auszulegen. Nur muss man sich darauf einlassen, auf den biblischen Text; nur dann wird es möglich sein, aus den Menschenworten das Wort Gottes herauszuhören.

Das Leistungsprinzip - 29

Eigentlich ist es ein alter Hut, aber viele Väter tun sich offenbar noch immer schwer damit. Wenn ein Zwölfjähriger von der Schule nach Hause kommt, dann wäre es Gut, wenn er gefragt würde: „Was habt ihr gemacht?“ stattdessen werden die meistens gefragt: „Was hasse gekricht?“ Es wird nach der Note gefragt.
Die Freude an der Sache, die Freude an Englisch, Geschichte und Mathematik, interessiert zu Hause nur wenige. Von Interesse ist allein die Note. Und weil diese Note im Normalfall nicht „sehr gut“ lautet, weil der Schüler eingestehen muss, dass es nur „befriedigend“ oder „mangelhaft“ war, darum führt diese Frage im Normalfall zu einem Stück Entmutigung. Und das Interesse an der Sache, Lernfreude und Wissbegier sterben langsam ab.

Das moderne Leistungsprinzip hat etwas Merkwürdiges an sich: Nicht die Freude am Fußballspielen steht im Vordergrund, sonder die Zahl der Tore, die man geschossen hat, oder der Platz, den man in der Tabelle einnimmt. – Nicht die gediegene Arbeit erfüllt mit Zufriedenheit, sondern der Beifall der Andern oder Geld das man dafür bekommt. – Nicht das Beherrschen der Bruchrechnung ist für manchen Schüler die Genugtuung, sondern die Note, die er dafür bekommt, selbst dann, wenn er alles beim Nachbarn abgeschrieben hatte. – PS –Zahlen eines Motorrades, Hitparaden oder Einschaltquoten liegen auf derselben Linie.

Das moderne Leistungsprinzip hat also etwas Äußerliches an sich, etwas Formales, oft etwas Sachfremdes. Nur ist das bei uns derart selbstverständlich geworden, dass wir es meist gar nicht mehr bemerken. Einige merken es und leiden darunter. Wenn man es anders machte, käme vielleicht mehr dabei heraus.

Das Gegenteil eines solchen Leistungsprinzips kündet uns jedenfalls die christliche Botschaft – heute in unserer Lesung aus dem Römerbrief. Sie werden wissen, dass der Römerbrief innerhalb des Neuen Testamentes eine besonders wichtige Rolle spielt. Und innerhalb dieses Briefes ist unser Abschnitt einer der markantesten.
Da hieß es: „Jetzt aber ist – unabhängig vom Gesetz – die Gerechtigkeit Gottes offenbar geworden." – „Alle haben gesündigt und die Herrlichkeit Gottes verloren. Ohne es verdient zu haben, werden sie gerecht gemacht durch seine Gnade, - durch die Erlösung in Christus Jesus."
Was da verkündet wird, ist das Gegenteil eines Leistungsprinzips, und: Es ist das Kernstück des Christlichen Glaubens.

Wir tun uns da bis heute schwer. Den Kindern hat man immer gesagt: „sei schön lieb, dann kommst du auch in den Himmel." Aber genau das ist kein christlicher Satz. Von uns aus (haben wir alle) keine Chance vor Gott. Weder das Lieb-Sein der Kinder noch unsere naive Unschuldsbeteuerung begründen vor Gott einen Anspruch. Vor Gott sind wir allemal Sünder.

Wenn uns irgendetwas rettet, dann ist es das Vertrauen auf die Güte Gottes. Das Vertrauen darauf, dass er sich uns zuwendet. Das Vertrauen auf die Versöhnungstat Christi. Und deshalb schreibt Paulus über die Menschen ganz unmittelbar: „Ohne es verdient zu haben, werden sie gerecht gemacht durch seine Gnade."
Das Kernstück des christlichen Glaubens.

Ja, und wenn man begreift, was da passiert ist, wenn man innerlich realisiert, das Gott uns angenommen hat – ganz ohne unsere Leistung, - dann ändert sich unser Leben.

Dann fühlen wir uns gelöst von aller Selbstquälerei und sind frei geworden – frei für das Leben, frei für unsere Aufgaben

Dann werden wir fähig, auch anderen gegenüber großzügig zu sein, ohne Gegenleistung zu erwarten.

Dann spüren wir in uns die Kraft, Geduld zu haben mit den andern, mit deren großen und kleinen Fehlern.

Eine neue Perspektive christlichen Lebens.

Was da in unserer heutige Lesung vorgetragen wird, ist also das Gegenteil eines Leistungsprinzips.

Vielleicht kann diese Lesung helfen, unsere Frömmigkeit zu korrigieren in Sinn christlichen Glaubens

Vielleicht kann diese Lesung uns anregen, eine andere Lebensart zu entwickeln, eine menschlichere, eine christlichere.

Vielleicht kann diese Lesung Anstoß geben, zu einer christlichen Art der Kindererziehung, zu einer christlichen Art der Familie zu sein, Freunde zu sein, Gemeinde zu sein.

Es wäre nicht *unsere* Erfindung. Vielmehr würden wir in unserem Alltag das entfalten, was Gott uns geschenkt hat.

Die andere Perspektive - 30

In den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, also vor rund 40 Jahren, da gab es zum ersten Mal in der deutschen Geschichte so etwas wie „Überdruss am Wohlstand“. Und wahrscheinlich gehört es zur Dekadenz einer Wohlstandsgesellschaft, Pantoffel anzuziehen, sich in den Sessel zu setzen und zu sagen: „Wenn’s nur so bleibt, wie’s ist, dann will man ja schon zufrieden sein.“ – Das Schimpfwort dafür heißt „Wohlstandskrüppel.“ Dieses böse Wort tut den Leuten einerseits Unrecht, andererseits mach es darauf aufmerksam, wie sehr die Menschen verkümmern, wenn sie nur noch die eigene Behaglichkeit im Blick haben.

Kein Wunder deshalb, wenn damals bei einzelnen oder bei ganzen Gruppen Unwille aufkam über die Zufriedenheit mit der eigenen Sattheit. – Am Anfang standen seinerzeit die Neoliberalen mit Ludwig Erhards Parole „Wohlstand für alle“. Dann aber kamen die Neomarxisten, dann die Apokalyptiker und Wassermann –Propheten des New Age. Die Fortschrittsoptimisten lernten die „Grenzen des Wachstums“ und das Problem der Umweltzerstörung kennen. Und als man endlich merkte, dass die Zukunft weder in der Raumfahrt noch in der Atomtechnik liegen könne, da sah man

das Goldene Zeitalter in der Gentechnik oder im Cyberspace kommen, im virtuellen Raum, der durch Computertechnik zu erobern sei. – so weit die Beispiele.

Haben wir tatsächlich nur diese beiden Möglichkeiten: entweder in der Sattheit des Wohzimmersessels dahin zu dämmern oder hinter Projekten herzujagen, die sich über kurz oder lang als Illusionen erweisen? – Bietet vielleicht der christliche Glaube eine *dritte* Möglichkeit?

Es klingt zunächst etwas gewagt, aber genau in diese Situation hinein spricht unser heutiges Evangelium. Jesus ist dabei, die Welt zu verlassen und zu seinem Vater heimzukehren. Er lässt seine Jünger in der traurigen Welt zurück; aber er lässt sie nicht im Stich:

Er legt für sie Fürbitte ein.
Er verspricht ihnen den Geist Gottes als Beistand.
Und: Er macht sie aufmerksam auf die neue Wirklichkeit in ihrem Leben.

Natürlich leben die Christen in dieser Welt wie alle anderen. Das ist keine Frage. Aber sie haben von Jesus Christus her die Fähigkeit, es anders zu machen.

Das heißt erstens: Wir haben andere Inhalte. – Nicht Freizeit, Geld ausgeben und Urlaub machen sind unser vorrangiger Lebensinhalt, sonder die Verantwortung für den andern: für die eigenen Kinder, für den kranken Nachbarn, für Recht und Gerechtigkeit in Staat und Gesellschaft.

Das heißt zweitens: Wir haben andere Quellen, andere Quellen unseres Wohlbehagens. Die Güte, die wir verschenken, kommt auf uns selbst zurück. Nicht aus dem Privatvergnügen beziehen wir unser Lebensglück, sondern aus dem Gemeinschafts-erlebnis, nicht aus materiellen Gütern, sonder aus dem Reichtum der Menschlichkeit, nicht aus eigenem Machen, sonder aus Gottes Gnade.

Und das heißt drittens: Wir haben andere Hilfsmittel. – Nicht die Unterhaltung aus dem Fernsehen hilft uns, unseren Weg zu finden, sondern das Beispiel Jesu. Nicht reiche Leute, Stars oder Lifestyle geben uns die Ideale vor, sondern das Wort seiner Botschaft und das Wehen seines Geistes.

So etwa die Anregungen aus unserem heutigen

Evangelium. – Wir Christen sind schon seltsame Vögel in unserer Wohlstandsgesellschaft, aber Vögel mit einer lebenswerten Zukunftsperspektive. Vielleicht ist genau das die gesuchte dritte Möglichkeit, - der Weg zwischen „Wohlstands – krüppel“ einerseits und Illusionismus andererseits.

Wenn wir deshalb ernsthaft Christen sein wollen, dürfen wir uns nicht einfach dieser Welt anpassen. Wir leben in dieser Welt, aber wir müssen den Widerspruch spüren, den Widerspruch zwischen unserer Wohlstandsgesellschaft einerseits und der Idee vom Gottesreich andererseits. Der Schwerpunkt unseres Lebens lieg nicht bei den Sachen, sondern bei den Menschen; nicht beim Haben – Wollen, sondern beim Geben. Und all das empfinden wir nicht als das ärmere Leben, sondern als reichere – Vielleicht probieren wir es mal.

Stückwerk ist unser Erkennen -31

Eine Erzählung aus Indien: Drei Blinde begegneten unterwegs einem unbekannten Etwas. Man sagte ihnen, das sein ein Elefant. Die Blinden betasteten das Tier und zogen weiter. Da fing der Streit an: Der erste hatte den Elefanten am Bein abgetastet und sagte: „Der Elefant ist wie ein Baum“. Der zweite hatte ihn am Schwanz erwisch und sagte: „Der Elefant ist wie ein Seil.“. Der dritte war an seinem Rüssel gewesen und meinte: „Der Elefant ist wie ein Schlauch.“ Sie konnten sich nicht einigen. Dann schließt die Erzählung mit dem Hinweis darauf, dass wir alle nur wie Blinde seien: Wir alle kennen nur Ausschnitte der Wirklichkeit; das Ganze ist uns nicht zugänglich. Weise ist derjenige, der die Begrenztheit seiner Erkenntnis begreift.

Diese allgemeine Einsicht in die Begrenztheit unseres Wissens und Erkennens überträgt der Apostel Paulus in unserer heutigen Lesung auf die Erkennbarkeit Gottes.

Die Andersartigkeit und Unbegreiflichkeit Gottes ist seit alttestamentlicher Zeit für jeden Juden selbstverständlich. Und so heißt es dann auch im Neuen Testament, - etwa im Ersten Timotheusbrief. „Gott wohnt in unzugänglichem Licht; kein Mensch hat ihn je gesehen und ihn sehen“ *(1 Tim 6,16)* Die ganze Jetztzeit, das ganze Diesseits ist also

geprägt von diesem Stückwerk-Charakter:
„Stückwerk ist unser Erkennen, Stückwerk ist unsere Verkündigung.“ Wir sind nur wie Kinder: reden wie Kinder, denken wie Kinder, urteilen wie Kinder. Wir sehen nur wie mit Hilfe eines Spiegels.

- Die Spiegel waren damals polierte Kupferbleche.
- Wir sehen also bruchstückhaft, indirekt, verzerrt

und verschwommen. Und was wir sehen, bleibt rätselhaft. All unsere Gotteserkenntnis ist Stückwerk

Dann aber – in der Vollendung, im Jenseits –hört der Stückwerk – Charakter auf und wir erkennen ihn ganz, „von Angesicht zu Angesicht“. Oder wie es später im Ersten Johannesbrief heißt: „Wir werden ihm ähnlich sein, denn wir werden ihn schauen, wie er ist“ *(1 Joh 3, 2)* Aber nicht, weil wir von uns aus so tüchtig wären, sondern wir werden ihn erkennen, weil er sich uns zuwendet. Die Vollendung besteht darin, dass Gott sich uns mitteilt und wir seine Nähe unmittelbar erleben dürfen, - „von Angesicht zu Angesicht“

Bis dahin – in der Zwischenzeit also – bleibt es beim Stückwerk-Charakter: unsere Gotteserkenntnis bleibt bruchstückhaft. Aber – und das gehört mit zu unserer heutigen Lesung – es gibt drei Brücken über den Graben hinweg, drei Möglichkeiten, die Nähe Gottes auch jetzt schon wahrzunehmen: den Glauben, die Hoffnung und die Liebe,

Nur ist mit „Glauben“ nicht nur ein Meinen oder Vermutet gemeint, sondern ein Vertrauen: Ich vertraue mich der Güte Gottes an.
Und die Hoffnung ist nicht bloß ein Wünschen oder Erwarten, sondern ein Ahnen: Ich ahne etwas vom Größeren, vom Göttlichen, von der Vollendung.
Und die Liebe ist nicht einfach Anhänglichkeit und Zuneigung, sondern Teilhabe: Ich nehme teil an der Heiligkeit Gottes. –
Drei Möglichkeiten, die Nähe Gottes schon jetzt wahrzunehmen. Nur stehen diese Möglichkeiten nicht einfach gleichwertig nebeneinander, sondern: Das Kernstück ist die Liebe.

Nun versucht der Paulus hier in „Hohen Lied der Liebe“ zunächst etwas über die Liebe zwischen den Menschen zu sagen und dadurch über die Liebe des Menschen zu Gott zu erklären. Diese Übertragung klappt zwar nicht ganz, aber man

kann heraus hören, was gemeint ist.
Mancher von uns wird da vielleicht aus eigener Lebenserfahrung erst einmal das Gegenteil bestätigen wollen: „Liebe macht blind“ –Das gibt es natürlich, - dass einer derart knaatsch –verliebt ist, dass er weder seine Verantwortung noch die Realität des Lebens zu erkennen vermag. Das gibt es durchaus. – Aber auch das Umgekehrte ist Inhalt unserer Lebenserfahrung: „Liebe / macht sehend.“ Nur ein liebender Mensch vermag den andern richtig wahrzunehmen. Nur in der Liebe ist es möglich, dass meine Seele die Seele des anderen berührt.
Und diese Erfahrung aus der Begegnung zwischen Mensch und Mensch wird von Paulus übertragen auf die Beziehung zwischen Mensch und Gott: Hoffnung ist nur ein Ahnen des Göttlichen, Liebe ist ein Berühren des Göttlichen. Wer Gott liebt, nimmt teil an seiner Herrlichkeit – schon jetzt / in diesem Leben

Von da aus wird dann auch der starke Schlusssatz unserer Lesung verständlich: „Für die Jetztzeit bleiben Glaube, Hoffnung und Liebe, diese drei, Das Größte unter ihnen / ist die Liebe.“

Der kleine Friede im großen Krieg - 32

Was ist da passiert – heute vor 104 Jahren?
Vermutlich haben Sie davon gehört oder gelesen Erster Weltkrieg. Heiligabend 1914, Im November war an der nördlichen Westfront der Bewegungskrieg zum Stillstand gekommen und zum Stellungskrieg erstarrt. In Schützengräben lag man sich gegenüber. Landgewinn gab es nicht mehr, sondern nur noch den Verlust von Menschenleben, -Hunderttausende.

Doch an diesem Heiligabend passiert etwas anders. Nach Einbruch der Dunkelheit leuchten auf den Rändern der Schützengräben Kerzen auf; Tannesbäume werden hochgehoben: Schilder mit der Aufschrift „Merry Chrismas.“ Dann hört man Weihnachtslieder singen, Vorsichtig trauen sich die Soldaten aus ihren Schlammlöchern. Ohne Waffen stapfen sie ins Niemandsland zwischen den Fronten und gehen aufeinander zu.

Englische und deutsche Soldaten reichen sich die

Hände, umarmen sich und wünschen sich frohe Weinachten. Sie tauschen Zigaretten, Fleischdosen und Gebäck. Sie beginnen die Toten zu begraben, die verstümmelt oder zerfetzt dort im Niemands-land liegen.

Und dann ist allgemeine Verbrüderung – auf einer Frontstrecke von über 50 Kilometern. Sie essen und trinken miteinander, singen, rauchen, und spielen Fußball mit leeren Konservendosen. Sie vereinbaren einen Waffenstillstand für den nächsten Tag. – Weinachten 1914 in Flandern.

In den militärischen Hauptquartieren der kriegführenden Parteien war man über die Nachrichten von der Westfront alarmiert. Disziplin und Kampfmoral der Truppe schienen in Gefahr. Schon am Zweiten Weihnachtstag begannen die Gegenmaßnahmen: der Befehl, in den Gräben zu bleiben; das Verbot der Fraternisierung; die Androhung von Strafen. Die Kriegsmaschine wurde wider in Gang gebracht.

Die offizielle Berichterstattung hat die Ereignisse verschwiegen. Aus verständlichem Grund. Unsere Quellen sind hauptsächlich Feldpostbriefe, die deutsche und englische Soldaten nach Hause schicken. Überlebt haben es nur wenige.
In den folgenden Kriegsjahren gab es so etwas nicht mehr. Die Feindbilder wurden angeschärft. Hass und Bitterkeit wuchsen ins Unendliche – fast vier Jahre lang.
Das Ganze klingt wie ein modernes Märchen. Aus anderen Kriegen sind solche Großereignisse nicht bekannt.

Was ist da also passiert – Weinachten 1914 in Flandern? – Das war ja nicht organisiert. Die waren ja nicht lauter gläubige Christen. Und es bleib schwierig, den Vorgang zu analysieren

Eines aber scheint deutlich zu werden: Die Soldaten erleben einen bestürzenden Kontrast, - den Kontrast zwischen dem brutalen Alltag des Kriegsgeschehens mit Granaten, Verwundeten und Toten einerseits und der Idee eines menschlichen Miteinanders andererseits. Das eine war ihre tägliche Arbeit, - das andere war ihre innere Sehnsucht. Und sie erlebten für wenige Stunden,

wie die Idee eines menschlichen Miteinanders die Oberhand gewann.

Genau das könnte das Kernstück von Weihnachten sein. Wir alle tragen diesen Kontrast in uns: das Finstere einerseits und das Leuchtende andererseits. Das Dunkle der eigenen Psyche mit ihrer Verflochtenheit und Verstrickung – früher nannte man das „Erbsünde“ - die Gefährdung durch Hass, Egoismus, Rache und Massenpsychose; die Bereitschaft zu Brutalität und Vernichtung: der „Todestrieb“. Und auf der anderen Seite ein unbegreifliches Sehnen, das Ahnen eines göttlichen Funkens in unserem Innern, die leise Stimme des Gewissens, ein „desiderium naturale“, eine angeborene Sehnsucht. – So etwa unsere Grudbefindlichkeit: der Kontrast von Finsternis und Licht.

In diese Situation hinein, in unsere Grundbefindlichkeit hinein greift die Heilstat Gottes: ER selbst wird Mensch in Jesus Christus. Ein Flüchtlingskind in der Futterkrippe eines Stalles. In ihm leuchtet auf, was der Mensch sein kann. ER ist der Mittler des Göttlichen für uns alle, das Licht in der Finsternis

Das Kind in der Krippe ist deshalb Ausdruck unserer Sehnsucht nach menschlichem Miteinander und gleichzeitig Ausdruck der Zuwendung Gottes zu uns Menschen. Das Göttliche leuchtet auf im Stall von Bethlehem, aber auch in jedem einzelnen von uns. Das ist Weinachten.

Für uns heute Abend ergibt sich daraus ein Programm. – Zunächst die Frage an jeden persönlich: Was mache ich mit diesem Funken des Göttlichen in meinem Innern? – Lasse ich ihn durch den Segen der Weihnacht aufflammen? – Begreife ich ihn als den Reichtum meines Lebens?

Gleichzeitig aber der Blick auf die andern. Entdecke oder ahne ich auch in meinem Nebenmenschen einen solchen Funken? – Kann ich durch das Licht, das in mir aufflammt, auch ihm das Leben heller werden lassen?

Bischof Kamphaus von Limburg hat es im Dezember des Vergangenen Jahres in einem

Markanten Satz zusammen gefasst:
„Mach es wie Gott – werde Mensch!“

Wohin will unsere Welt? - 33

Ein düsteres Evangelium, - vielleicht das dunkelste des ganzen Jahres. Und gerade diese Dunkelheit war es, die immer wieder zu Missverständnissen führte:

Die alten Prediger benutzten das Evangelium, um ihren Zuhörern das kalte Grausen über den Rücken rinnen zu lassen.
Die Sekten benutzten das Evangelium, um daraus das Datum des Jüngsten Tages zu errechnen und sichere Vorzeichen aufzustellen.
Und so mancher Theologe, der da meinte, über alles und jedes Bescheid zu wissen, benutzte das Evangelium, um den Naturwissenschaften Vorschriften zu machen

Trotzdem sieht es so aus, dass alle diese Leute an der eigentlichen Botschaft des Evangeliums vorbei gelesen haben.

Einige werden heraus hören, dass dieser Text etwas mit Apokalyptik zu tun hat. Das würde jetzt zu weit führen. Ich will Ihnen deshalb nur einen dreifachen Schlüssel an die Hand geben, der uns helfen soll, den Text ein wenig besser zu erschließen, - ein dreifacher Schlüssel;

1. Evangelium ist nie Schreckensbotschaft, sondern immer Frohbotschaft. Auch dort, wo Drohworte formuliert werden, sind es die gut gemeinten Mahnungen dessen, der das Heil aller Menschen will.
2. Evangelium ist nie Naturwissenschaft, sondern Immer Glaubenszeugnis. Aus der Erzählung über die Erschaffung der Welt können wir nicht heraus lesen, wie unsere Erde im physikalisch – biologischen Sinn entstanden ist. Sondern: Hinter der bildhaften Ausmalung verbirgt sich die Botschaft des Glaubens. In ähnlicher Weise müssen wir auch hier nach der Glaubensaussage suchen. Und
3. Evangelium ist nie eine Vorausreportage künftiger Dinge, sondern für den heutigen

Menschen bestimmt. Es geht um die frage: Wie können *wir* heute – als gläubige Christen – in die Zukunft hinein hoffen?

Das ist dieser dreifache Schlüssel: Evangelium ist Frohbotschaft; Evangelium ist Glaubenszeugnis; Evangelium ist für den heutigen Menschen bestimmt

Das klingt alles sehr einleuchtend. Aber für manchen ist die wesentliche Frage damit nicht beantwortet. Sie könnte etwas lauten: „Was denn nun? Fallen die Sterne vom Himmel, oder bleiben sie oben?“

Eine berechtigte und interessante Frage; nur dürfen wir sie nicht an die Bibel stellen. Wenn ich eine Telefonnummer suche, schlage ich kein Kochbuch auf. Und wenn ich eine physikalische oder astronomische Frage habe, wende ich mich nicht an die Pfarrer, sondern an Physiker und Astronomen.

Fragen also nach Meteoren und Meteoriten, nach den Bedingungen einer Supernova, nach Flucht oder Kontraktion der Galaxien – das alles sind keine Fragen, die aus der Bibel beantwortet werden könnten. In der Bibel dürfen wir immer nur die Glaubensaussage suchen.

Wo steck nun also die Glaubensaussage in unserem Evangelium vom Weltuntergang?

Ein Beispiel soll helfen: Ein junger Mann von vielleicht 35 Jahren erfährt ziemlich unerwartet von seiner unheilbaren Krankheit. Mit gut einem Jahr Lebenszeit dürfe er noch rechnen. – Dieser Mann, der mitten im Leben steht, der eine Familie hat und einen Beruf ausübt, für ihn bricht die ganze Welt zusammen. Für uns, die wir erst einmal weiter leben, bleibt die Welt stehen wie eh und je. Aber für ihn wird in diesem Augenblick alles anders – im Vergleich zu den neuen Fragen, die jetzt auftauchen. Auch das ist ein Weltuntergang, - nur eben ganz anders, als wir so einfachhin meinen.

Damit zurück zu unserem Evangelium. Von unsagbares Leid ist da die Rede. Aber Drangsal und Not der Menschen lassen die Sehnsucht nach

Erlösung nicht verstummen. In diese Situation hinein verkündet unser Text die Frohe Botschaft: das machtvolle Erscheinen des Erlösers Jesus Christus. – und das wird in großartigen Bildern ausgemalt:

> Der Himmel öffnet sich,
> Schloss und Riegel werden abgerissen.
> Die Sterne, die vor dem Himmel sitzen,
> springen ab, um Platz zu machen für
> den Herrn der Welt.
> Sonne und Mond verblassen
> im Vergleich zu seiner Herrlichkeit.

> Ich denke, man kann es heraus hören: Hier geht es nicht um Naturwissenschaft, sondern um Poesie – um die bildhafte Ausmalung einer der ältesten Glaubens-Aussagen: „Er wird wiederkommen in Herrlichkeit, Gericht zu halten über Lebende und Tote; und seines Reiches wird kein Ende sein“ Das ist die Botschaft unseres Evangeliums.

Auf diesen Tag hin – egal ob es sich um den Sterbetag des Einzelnen handelt oder um ein globales Ereignis - auf diesen Tag hin richtet sich unsere Erwartung, auf den Tag der endgültigen Erlösung. Verknüpft mit der Mahnung: „Seid darum auch ihr bereit, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde!“ – Und verknüpft mit dem Trostwort: „Der Herr aber wird die Seinen heimholen von allen Enden der Erde.“

Zwei Welten? - 34

Alle Religion beruht auf der Ahnung des Göttlichen. Normale, irdische Menschen spüren, dass es da etwas anderes gibt, etwas Höheres, etwas, das nicht mit den fünf Sinnen erfasst werden kann.

> Wenn man diese beiden Bereiche einfach trennen könnte, wäre es wohl einfacher: Auf der einen Seite die irdische Welt, auf der anderen Seite die Welt des Göttlichen, - auf der einen Seite wird gewusst, auf der anderen Seite wird geglaubt, - im Diesseits krempelt man die Ärmel hoch und kann etwas machen, im Jenseits bekommt man alles geschenkt. Wenn wir die Bereiche auf diese Weise sauber trennen könnten, hätten wir es leichter mit dem

Begreifen. Aber das geht nicht. Wir können das Göttliche und das Irdische unterscheiden, - Müssen wir auch, aber trennen können wir sie nicht. Unser normales Alltagsleben ist umfangen vom Göttlichen, von seiner Nähe, von seiner Kraft, „In ihm leben wir, bewegen wir uns und sind wir." *(Apg 17)* Beides hängt eng zusammen.

In auffallender Weise begegnet uns das im Zusammenhang von Leben und Tod. Natürlich wäre es eine leichte Sache, wenn wir das Leben einfach als irdisch betrachten könnten, als Teil der physisch –realen Welt. Und dieses Leben endet dann mit dem Tod. Punkt. Aber so ist es nicht. Schon wenn wir von „Menschenwürde" reden, sprechen wir von etwas, das sich weder physisch, noch biologisch, noch soziologisch erklären lässt. Da greifen beide Welten ineinander. Unser Leben hat also eine irdische Dimension, aber es hat auch eine mystische Dimension. Beide Dimensionen bestimmen unser Leben. Deshalb ist auch unser Sterben und unser Tod nicht einfach ein biologisches Ereignis. Es steht im Zusammenhang mit der mystischen Dimension.

Beide Dimensionen begegnen uns in den Auferstehungs- Erzählungen des Neuen Testaments. Sie machen deutlich, dass jenes andere Leben Leben ist, - kein Schattendasein in der Unterwelt, sondern richtiges Leben. Aber sie machen auch deutlich, dass es kein irdisch-biologisches Leben ist. Darum dieser ständige Zickzack in den Erzählungen:

Der Auferstandene ist plötzlich da, und dann ist er wieder nicht da. Mal kann man ihn sehen, mal kann man ihn nicht sehen. Zu Magdalena sagt er: „Rühre mich nicht an!" – zu Thomas sagt er: „Rühre mich an! Hier die Male der Nägel und die Seitenwunde!" Mal ist er raumlos und kommt bei geschlossenen Türen herein, mal ist er raumhaft, so dass der Stein vom Grab erst weggewälzt werden muss oder er vor den Augen der Jünger ein Stück gebratenen Fisch verzehrt. Mal entsteht der Eindruck, er sei irdisch-real wie vor dem Tod am Kreuz.
In diesem Zickzack bilden sich die beiden Dimensionen ab, - das Irdische und das Mystische.

Nur wenn wir beides festhalten, - das Irdische und

das Mystische – nur dann können wir ahnen, was die Osterbotschaft sagen will. Nur dann können wir auch uns selbst besser verstehen, unser Leben, unsere Würde als Mensch, unser Ich in seinem Innern; aber auch unser Sterben, unseren Tod und unsere Hoffnung über den Tod hinaus

Die Botschaft vom auferstandenen Christus ist deshalb für uns ein Stück Lebenshilfe, eine Orientierungshilfe, eine Hilfe zum Leben und eine Hilfe beim Sterben. Unser persönliches Glückspotential deutet sich darin an:
„Selig, die nicht sehen und doch glauben!“

Ein Kommunikationsproblem - 35

Jesus hat also versucht, beim Gottesdienst in der Synagoge von Nazareth zu predigen.
Am kommenden Sonntag hören wir von dem dramatischen Ausgang dieses Versuchs.

Der Theologe und Philosoph Sören Kierkegaard erzählt dazu eine Geschichte aus Dänemark

Da war ein Wanderzirkus in Brand geraten, und es bestand die Gefahr, dass das Feuer über die ausgetrockneten Felder auf das Dorf übergriff. Der Clown des Zirkus war schon zu Vorstellung gerüstet. So rannte er – voll geschminkt und im bunten Rock – ins Dorf, um Hilfe zu holen. Die Leute in Dorf aber hielten das Geschrei des Clowns für einen Werbetrick, um sie in die Vorstellung zu locken. Sie klatschen ihm Beifall und lachten, bis ihnen die Tränen kamen. Verzweifelt suchte der Clown ihnen klar zu machen, dass es kein Trick sein, sondern bitterer Ernst; es brenne wirklich. Alles vergeblich. Sein Flehen steigerte nur das Gelächter. Man fand, er spiele seine Rolle ganz ausgezeichnet, - bis dann tatsächlich das Feuer auf das Dorf übergriff und Dorf und Zirkus gleicherweise verbrannten.

Ein Kommunikations-Problem – würde man heute sagen. Nun wird diese Geschichte erzählt gewissermaßen als Gleichnis im Hinblick auf die Verkünder des Glaubens; im Hinblick auf Propheten und Prediger: In einer Verkleidung, die aus dem Mittelalter stammt – wenigstens der Farbe und der Form nach – treten wir vor die

Leute hin; wir selber meinen etwas Dringendes und außerordentlich Wichtiges zu sagen zuhaben. Aber unsere Zuhörer dösen vor sich hin, gähnen uns an oder lächeln über uns; vielleicht wittern einige einen Trick oder meinen, wir spielten unsere Rolle ganz gut. Jedenfalls zucken sie am Ende mit den Schultern und gehen gleichgültig davon. Und je mehr ein Prediger ringt und fleht, - die Komik und die Tragik der Szene steigern sich nur. – Ein Kommunikations- Problem.

Nun war die Sache bei dem unglücklichen Clown ja noch relativ einfach: Der hätte sich ja nur umziehen müssen, die Schminke abwischen und das Clownsgewand ablegen, und man hätte ihm Geglaubt und wäre zu Hilfe gekommen. Das Kommunikations- Problem war also lösbar.

Bei uns dagegen sieht es schwieriger aus. Natürlich kann ich auf dieses Gewand hier verzichten und mit Kragen und Krawatte vor Sie hintreten. Aber was hülfe das.? Ich kann auch meine feierlichen und geschwollenen Worte ändern und einfachen Sätze sagen in heutiger, moderner Sprache. Aber was hülfe das? Das Kommunikations- Problem wäre damit nicht gelöst.

Wir alle sind heute exakte Aussagen gewohnt: die Einzelheiten über ein Auto, die Situation in der Bauindustrie, die Bedienungsanleitung einer Waschmaschine – wenige knappe Sätze genügen, und wir wissen Bescheid. Bei der Predig aber, bei der Verkündung des Glaubens geht das gerade nicht, - und zwar deswegen nicht, weil wir hier über Dinge reden sollen, über die man eigentlich gar nicht reden kann. Das Kommunikations- Problem ist nicht lösbar.

Es liegt an der Unbegreiflichkeit Gottes. – Gott ist so sehr anders, so sehr über alles Weltliche erhaben, dass menschliches Denken und menschliches Sprechen keine Chance haben, ihn zu verstehen oder Botschaft in Worte zu fassen.
Wir alle sind in der Rolle der Dorfbewohner in unserer Geschichte. Eine Chance, den Clown zu verstehen, haben wir nicht. – Alles, was wir dennoch von ihm zu sagen versuchen, kann nur Gestammel bleiben.

Für einen Teil unserer Zuhörer muss Predigt
Darum immer langweilig sein, frommes Geschwätz,
unverständliche Wiederholung alter Sprüche.
Solange wir nicht kennen oder wenigstens ahnen,
was sich hinter den Sätzen einer Predigt verbirgt,
muss jede Predigt nutzlos sein. öde und ärgerlich.

Anders dagegen, wenn man einmal weiß, dass
Predigt immer nur der hilflose Versucht ist, etwas in
Worte zu fassen, was man gar nicht fassen oder
sagen kann, - anders also, wenn man dieses Unsagbare hier
sucht und vielleicht auch finden kann, weil man als
gläubiger Mensch ein Ohr und ei Herz dafür hat, - dann wird
jede Predigt zu einer Gelegenheit, dem zu begegnen, den kein
mit Worten einfangen kann, - dem unbegreiflichen Gott.

Gott und Mensch - 36

Dass Menschen miteinander auskommen, das sie in
großer Nähe miteinander leben können, ist offenbar
gar nicht einfach. Wenn etwa eine Ehe mal nicht
mehr im Gleichgewicht ist, dann kommt es zu
eigentümlichen Dialogen. Die fallen verblüffend
ähnlich aus. Dann sagt der eine vielleicht: „Ich weiß
gar nicht, was du willst; ich tu doch alles für dich."
- Und der andere sagt: „Du verstehst mich nicht.
Du kennst mich gar nicht richtig. Weißt du
eigentlich, wer ich bin?" – Ein bitterer Dialog.

Es sieht so aus, dass der Umgang zwischen Gott und
Mensch oft nach dem gleichen Münster abläuft

In den Evangelien stehen als Negativ – Typ immer
wieder die Pharisäer da. Das waren eifrige Leute.
Die fasteten, beteten, gaben Almosen und hielten
möglichst alle Vorschriften und Gesetze ein.
Außerdem mieden sie den Umgang mit den andern,
die nicht so eifrig waren, mit den einfachen Leuten
vom Land, mit Zöllner und Sündern. Von denen
hielten sich fern, um nicht unrein zu werden.

Genau *dagegen* wendet sich Jesus. Die Pharisäer
stellen das Gegenbild dar, eine Frömmigkeit, die
Gott gerade nicht gefällt. Natürlich konnten die
Pharisäer zu ihrer Rechtfertigung vieles aufzählen,
was sie alles taten und leisten. Aber Jesus hält
ihnen entgegen: „Lernt, was es heißt
>"Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer<" Der Satz
Geht zurück auf den Propheten Hosea. Dort heißt

es: „liebe will ich, nicht Schlachtopfer;
Gotteserkenntnis, nicht Brandopfer.“ *(6, 6)*

Ich weiß nicht, ob man es heraushören kann. Die Auseinandersetzung ist ganz ähnlich wie bei dem unglücklichen Ehepaar, wo der eine sagt: „Ich tu doch alles für dich.“ Und der andere sagt: „Du kennst mich gar nicht.“ – So die Auseinandersetzung zwischen Jesus und den Pharisäern.

Unser Verhältnis zu Gott ist etwas Empfindliches, etwas Zartes, etwas Zerbrechliches. Ich muss schon mit wachen Gespür seine Nähe ertasten, wenn ich ahnen will, wie sehr er mich meint, wie sehr er mir zugetan ist. Sobald ich ihn als das göttliche Du erkannt habe, werde ich nicht weglaufen, um Sache zu holen, die ich ihm schenken kann. Ich werde nicht anfangen, ihm zu erzählen, wie gut ich bin und was ich alles tue. Sondern ich werde überwältigt sein von seiner Zuwendung. Ich werde in dem Gefühl aufgehen, dass man Liebe nur mit Liebe beantworten kann.

Darum hier in Evangelium das Beispiel vom Gastmahl bei dem Pharisäer, wo eine Frau hereinkommt, vor Jesus auf die Knie fällt, weint und seine Füße salbt, und wo der Pharisäer denkt: „Wenn er ein Prophet wäre, müsste er wissen, was das für eine Frau ist.“ – Doch Jesus gibt ihm zur Antwort: „Ihr sind viele Sünden vergeben worden, weil sie mir so viel Liebe gezeigt hat: wem aber nur wenig vergeben wird, der zeigt auch nur wenig Liebe.“

Oder denken Sie an das Gleichnis von Pharisäer und Zöllner, die zum Tempel hinaufgehen, um zu beten. Der Pharisäer zählt alles auf, was er für Gott so leistet. Der Zöllner dagegen wagt nicht einmal die Augen zu Himmel zu erheben und betet: „Gott, sei mir Sünder gnädig.“

Der Appell solcher Szenen springt einem richtig entgegen: Nicht die eigene Leistung ist es, nicht das Zeug, was man alles herbeischleppt, - sondern: die persönliche Antwort kann bestehen in der Reue über die eigenen Sünden, im Mitleid mit dem Schwächeren, in der Barmherzigkeit mit dem Sünder, in der Liebe zu Gott.

Es ist eine bleibende Versuchung der Menschen,

vor Gott eine Leistung erbringen zu wollen. Aber Jesus ruft uns zu: „Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer."

Jesus – Brücke zum Leben - 37

Zachäus, der Oberzöllner, möchte Jesus sehen,- vielleicht aus Neugier, vielleicht, weil er schon von ihm gehört hat. Doch da er klein ist und die Menschenmenge ihm die Sicht versperrt, läuft er voraus und klettert auf einen Baum. Von dort her kann er Jesus sehen. Aber da passiert etwas Überraschendes: Nicht dass Zachäus Jesus sieht, ist das Besondere, sondern dass Jesus ihn sieht – ihn ganz persönlich. Und mit diesem Blick hinauf in den Baum, wo Zachäus sich in einer Astgabel festhält, mit diesem Blick beginnt etwas Neues, Jesus ruf zu ihm hinauf: „Zachäus, steige schnell herunter; ich muss heute bei dir einkehren."

Da geht es also nicht einfach um ein Nachtquartier, sondern um eine Begegnung, - eine Begegnung, die den Zachäus in seinem Innern verändert. Durch die persönliche Begegnung mit Jesus findet Zachäus zu einem neuen Leben.

Der Evangelist Lukas erzählt diese Geschichte. Am Ende zieht er daraus die Schlussfolgerung: „Der Menschensohn ist gekommen, zu suchen und zu retten, was verloren war." Jesus selbst schafft die Verbindung zu Gott hin. Er ist die Brücke zu einem neuen Leben.

Nun sind wir ja alle irgendwie unterwegs. Unser ganzer Lebenslauf ist ein solcher Weg. Da mag sich mancher an einen alten Schlager erinnern, der auch heute noch im Radio zu hören ist: „Über sieben Brücken musst du gehen." Ein alter Schlager, aber er deutet an, dass unser Lebensweg etwas mit solchen Brücken zu tun hat.

Die Kommunionkinder haben deshalb vor Wochen schon eine Brücke gebastelt, um diesen Gedanken zu veranschaulichen: Jesus selbst ist für uns die Brücke zu einem neuen Leben.

Am heutigen Tag ist das natürlich zuerst eine Frage an die Kinder, - an die Mädchen und Jungen, die heute zum ersten Mal das Abendmahl Jesus ganz mitfeiern: „Sagst du „Ja" zum Glauben an Gott? –

Fühlst du dich wohl in seiner Nähe? – Tut es dir gut, dieses Brot des Lebens zu empfangen? – Ist Jesus für dich Brücke zum Leben?“

Aber es ist auch eine Frage an die Erwachsenen unter uns. Das kann sich natürlich im lauf des Lebens verändert haben. Das Verhältnis zu Gott kann eine andere Form angenommen haben. Die Kernfrage aber bleibt erhalten: „Was bedeutet für mich Gott – oder das Göttliche? – Erfahre ich es als Bereicherung meines Lebens, Ehrfurcht zu empfinden oder das Heilige zu ahnen? –Ist es eine Hilfe für meinen Alltag, mich in der Nähe Gottes geborgen zu wissen? – Fragen an die Erwachsenen.

Gefragt also sind wir alle, - die Kinder ebenso wie die Erwachsenen. Es geht um unser Verhältnis zu Gott. Und wenn wir hier versammelt sind, um miteinander das Abendmahl Jesu zu feiern, dann ist das nicht etwas ganz anders. Sondern: Es ist eine verdichtete Weise, die Nähe Gottes zu erleben: Er ist mitten unter uns; er berührt uns in unserem Inne; er ist für uns das Brot des Lebens, - die Brücke zu Gott hin – für uns alle.

Der Auferstandene und wir - 38

Die Osterzeit dauert von Ostern bis Pfingsten, - 50 Tage lang. Wir nehmen an den Gottesdiensten teil, wir hören die alte Texte und vielleicht manche Predigt dazu: Der Jesus von Nazareth ist nicht einfach gestorben, er ist hingerichtet worden; und er ist nicht einfach auferstanden, zurückgekehrt in den Alltag, damit er in Jerusalem weiter lebte, sondern: Er hat den Tod überwunden. Das heißt: Er hat das irdische Leben und das Sterben – Müssen hinter sich gelassen; er lebt in einer Weise, in der es keinen Tod mehr gibt

Dazu gäbe es viele Fragen und viele Gedanken. Ich möchte nur eines herausgreifen: Wenn dieser Jesus gestorben ist, und wenn er dann nicht im Tod stecken geblieben ist, sondern durch den Tod hindurch zu Gott gefunden hat, dann war das sicher gut, -gut für *ihn* – aber was hat das mit uns zu tun? Wie kommen wir eigentlich darauf, dass wir solche Rettung auch für uns erhoffen dürfen?

Nun, ich kann sagen: „Weil es so von den Aposteln gepredigt wurde, weil es so in der Bibel steht.“ Das ist sicher richtig. Aber ich möchte meinen Glauben ja auch an Ungläubige weiter erzählen, und dann hilft es meistens nicht, wenn ich denen sage: „Es steht so in der Bibel.“

Ich mache deshalb meinen ungläubigen Gesprächspartner auf etwas aufmerksam, was für manchen eine Überraschung ist. Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass er ganz so ungläubig gar nicht ist. Wenn zum Beispiel in Guatemala jemand gefoltert wird, oder wenn in Somalia ein Kind verhungert, - dann sagen wir alle – die Ungläubigen ebenso wie die Gläubigen: „Das ist schlimm. Das dürfte nicht sein. Was können wir tun?

Wie eigentlich kommen wir auf eine solche Idee? Könnten wir nicht auch sagen: „Ich hab’ meine eigenen Sorgen? Was gehen mich die Schreie des Gefolterten in Guatemala an?“ Könnten wir das sagen? – Ich denke, wir könnten es nicht, - die Gläubigen nicht und die „Ungläubigen“ auch nicht.

Und warum könnten wir das nicht? – Wir sollten einmal versuchen, auf diese Frage Antwort zu finden. Dann fiele uns auf: Es geht nicht. Man kann nicht mit dem Verstand begreifen oder mit der Naturwissenschaft beweisen, dass der Mann in Guatemala mein Bruder ist. Beweisen kann man es nicht, aber man kann zutiefst davon überzeugt sein. Und diese Überzeugung, dass alle Menschen miteinander Schwestern und Brüder sind, diesen Glauben an die innere Zusammengehörigkeit aller Menschen, den haben Gläubige und Ungläubige gemeinsam.

Das Leid des Mannes in Guatemala ist deshalb auch mein Leid. Das Schicksal der Hungernden in Somalia ist auch mein Schicksal. Und das Sterben-Müssen des Jesus von Nazareth ist auch mein Sterben- Müssen. Wenn aber dessen Schicksal auch mein Schicksal ist, dann ist dessen Rettung auch meine Rettung; und wenn der auferstanden ist, dann darf auch ich erwarten, dass ich nicht einfach tot bleibe, wenn ich sterbe.

Das ist zwar noch etwas verkürzt gedacht, weil Jesus ja nicht bloß einer von vielen Menschen ist. Ich müsste also erst noch von Adam reden, in dem

wir alle nur einer sind; und dann von Jesus Christus, in dem wir alle nur einer sind. Aber das würde jetzt zu weit führen.

Das Strickmuster des Gedankens scheint klar zu sein: Jeder, der die gemeinsame Menschenwürde akzeptiert, der akzeptiert die innere Zusammengehörigkeit der Menschen als Schwestern und Brüder. Der versteht es, wenn von Solidarität und Schicksalsgemeinschaft die Rede ist. Kernstück christlicher Botschaft zu erahnen : Der Tod des Jesus von Nazareth hat etwas mit mir persönlich zu tun, - und seine Auferstehung auch.

„Christus – mein König – dir allein“ - 39

Im Jahr 1918, als der Erste Weltkrieg zu Ende ging da mussten in Deutschland auch die Könige und der Kaiser abtreten. Deutschland wurde eine Republik. Viele aber empfanden den verlorenen Krieg als Schande und die Pariser Vorotrsverträge als Schmach. Und im Wirtshaus und auf der Straße konnte man singen hören: „Wir wollen unsern alten Kaiser Wilhelm wieder haben!“

Ein Rest alten germanischen Gefolgschaftsdenkens steckte sicher darin; der Gedanke an den „Herzog“, der vor einem her zog; der Gedanke an den König, dem man sich mit Haut und Haaren verschrieben hatte; an den einen, für den man lebte, für den man sich einsetzte und dem man die Treue hielt.

Viele also empfanden die neue Republik als etwas Fremdartiges; die Sehnsucht der Leute war anders orientiert. Hier mag man einen der Gründe sehen dafür, dass viele so leicht bereit waren, sich anzuschließen, als mit Adolf Hitler ein neuer Herzog sich bemerkbar machte und Gefolgschaft forderte.

Mitten in dieser Zeit führte 1925 Papst Pius XI. das Christ-Königs-Fest ein. Das geschah sicher nicht ganz unbeeinflusst von den politischen Ereignissen. Aber die Ideen, die hinter dem Christ-Königs-Fest stehen, sind anderer Art:
Da ist der alttestamentliche Gedanke vom Königtum Gottes: „Jahwe ist unser König,“ und König David ist sein Statthalter auf Erden.

Damit zusammen die Idee vom Gottesreich: die Königsherrschaft Gottes, ein Reich der Gerechtigkeit, der Liebe und das Friedens.
Im Neuen Testament wird diese Linie weitergeführt und auf Jesus Christus bezogen: Er ist der Herold der Königsherrschaft seines Vaters.
Der Engel Gabriel spricht deshalb zu Maria: „Er wird groß sein und Sohn des Allerhöchsten genannt werden; Gott, der Herr, wird ihm den Thron seines Vaters David geben; er wird herrschen über das Haus David ewiglich, und seines Reiches wird kein Ende sein“ Und vor Pilatus schließlich sagt Jesus: „Ja, ich bin ein König.“

Das Gedankengut des Christ – Königs - Festes ist also uralt und stammt aus der jüdisch-christlichen Tradition.

Im deutschen Raum aber konnte es gar nicht ausbleiben, dass das neue Fest und die Idee vom Königtum Christi auch im politischen Bereich wirksam wurden.

Wenn Jesus Christus der eigentliche König ist, der, dem man sich mit Haut und Haaren verschrieben hat, der, dem man unverbrüchliche Treue schwört, dann braucht man nicht mehr König Ludwig von Bayern nachzutrauern und schon gar nicht Kaiser Wilhelm. Und wenn der neue Führer nach 1933 meinte, er könne absolute Gefolgschaft verlangen, dann sangen die Katholiken mit desto größerer Inbrunst und desto größerer Lautstärke ihre Christ-Königs-Lieder: „Christus- mein König, dir allein schwör ich die Treue – lilienrein“ – „Gehet hinaus und rufet es weit: , Gott ist der Herr auch unserer Zeit!“ Herr Jesus, König aller Welt, führ’ alle in dein Königszelt!“

Und es sieht so aus, dass die überwiegende Mehrheit der Katholiken sehr wohl spürte, welche politische Brisanz in solchen Liedern lag. Die Älteren unter uns können sich vermutlich daran erinnern. Und wenn ein Nazi-Spitzel im Gottesdienst mit dabei war, dann konnte er Anschließend seinem Gauleiter nur berichten, dass Man mit den Katholiken noch lange nicht fertig war. Christ-Königs-Fest damals.

Wir nun, heute, im Jahr 2001 in Bochum leben in

einer ganz anderen Welt. Geschichten über Könige und Königshäuser tauchen zur Unterhaltung in den Illustrierten auf. Die innenpolitische und außenpolitische Situation hat ihre Dramatik verloren. Wir haben uns mit dem demokratischen Staatswesen ausgesöhnt – bei aller Kritik, die wir im Einzelnen vorbringen. Unser Staat ist eine Republik – und niemand käme auf die Idee, einen Bundespräsidenten zum König zu krönen. Es sieht so aus, als sei uns die Idee des Königtums abhanden gekommen, Aber das sieht nur so aus.

> Wir haben die Idee des Königtums nicht Abgeschafft, sondern wir haben sie „demokratisiert". D.h. wir haben erkannt, dass das, was früher die Vorzüge eines Königs waren, unverlierbare Eigenschaften eines jeden Menschen sind: Nicht der König allein besitzt eine Würde, sondern jeder von uns, auch der Bettler an unserer Haustür. Nicht der König allein ist „von Gottes Gnaden", wir alle sind das, was wir sind, nur von Gottes Gnaden. Nicht der König allein ist „Gottes Sohn", - wir alle sind Gotte Kinder, nach seinem Bild geschaffen, Erben seines Reiches. Oder wie es im 1.Petrusbrief heißt: Wir sind „ein auserwähltes Geschlecht, ein königliches Priestertum, ein Geheiligtes Volk."

Vielleicht kann man schon ahnen, wohin der Gedanke führt: Der demokratische Staat ist für uns nicht ein Gebilde, das man beliebig durch ein anderes ersetzen könnte. Sondern: Wenn man die Idee vom Reich Gottes zu Ende denkt, das Königtum Christi und die Gottbildlichkeit aller Menschen, - dann kann man begreifen, dass die demokratische Staatsform diejenige ist, die dem Christentum am ehesten entspricht; diejenige, in der die Christen ihren Glaubensimpuls am ehesten einbringen können, ihren Einsatz für eine bessere Welt, für eine Welt der Gerechtigkeit, der Liebe und des Friedens. Denn genau das nennen wir „Reich Gottes".

Heiliger Geist (Q) - 40

Wenn man hier in deutscher Sprache nach dem Heiligen Geist fragt, dann fragt man: „*Wer* ist das – der Heilige Geist?" Aber mit dieser Frage schon

droht das Ganze falsch zu werden, -und zwar aus zwei Gründen. Der eine liegt in dem Wort „Geist“. Das Wort „Geist“ erinnert im Deutschen manchen an eine Philosophie, an den Gegensatz von Geist und Materie, von Geist und Leib oder an Geist als Intellekt. Andere werden beim Wort „Geist“ erinnert an ein Gespenst, an eine Spukgestalt aus dem Gespensterbuch. – Der andere Grund liegt im Genus von „Geist“. Wir sagen: „*der* Geist“ und denken deshalb schnell an eine einzelne Person. Deshalb unsere Frage: „*Wer* ist das – der Heilige Geist?“ Und dann droht die Gefahr, dass man mehrere Götter hat. So in deutscher Sprache.

Im Hebräischen heißt „Geist“ „ruach“, und ruach ist weiblich, also etwa „die Geistin“ –aber in der Sache hat man damit die gleichen Probleme.

Nun ist das Neue Testament auf Griechisch geschrieben, und im Griechischen steht da das Ort „pneuma“, auf Deutsch: das Hauchen, das Wehen, das Flammende am Feuer, das Lebendige, - und „pneuma“ ist unpersönlich, - also „*das* Pneuma“. – Ich meine, dass wir in einem ersten Schritt besser begreifen, was mit Heiligem Geist gemeint ist, wenn wir von dieser unpersönlichen griechischen Ausdrucksweise ausgehen und dann fragen: „*Was* ist das – Heiliger Geist?“ – Geist Gottes ist demnach das Hauchen Gottes, mit dem er uns anhaucht, das Wehende des Göttlichen in der Welt, das Flammende, das uns begeistert, - also das, was ein gläubiger Mensch als die Nähe Gottes empfindet.

Das, was einer spürt, wenn er einmal vor lauter Staunen ehrfürchtig wird, das ist Heiliger Geist, Das, was einer spürt, wenn er sich abends in sein Bett kuschelt und sich, dann fallen lässt in eine tiefe Geborgenheit – eine Geborgenheit, von der er ahnt, dass sie größer ist als alle andere, - das ist Heiliger Geist. Oder wie eine Schülerin einmal auf einen Zettel schrieb: “Heiliger Geist ist das, was das Glück erst schön macht“ Gar nicht schlecht. *(Wdh.)* – Wir können also zusammenfassen; Als Heiligen Geist bezeichnen wir die Art, in der Gott sich von uns heute erleben lässt; das Heilige, das uns begeistert, das ist Heiliger Geist.

Denken wir bei dieser unpersönlichen Erlebnisweise etwa an Psalm- 139, wo von der umfassenden Güte Gottes die Rede ist, von der Bergekraft seiner Gnade, wo der Beter Gott anspricht: „Von hinten und von vorne umschließest du mich.“ - Oder an die Areopagrede der Apostelgeschichte: „Gott ist nicht fern einem jeden von uns, denn in ihm leben wir, bewegen wir uns, und in ihm sind wir,“ Und wer das nicht nur weiß, sondern empfinden kann, der ahnt dann auch, was Heiliger Geist ist. Der ist nicht mehr in der Gefahr, den Heiligen Geist als einen zweiten oder dritten Gott zu zählen; und der kann auch nicht mehr meinen, vom Heiligen Geist wisse man nichts.

Mit diesem unpersönlichen Denkmodell ist es offenbar leichter zu ahnen, was mit Heiligem Geist gemeint ist. Aber das ist nur der erste Schritt. Im Alten Testament und Neuen Testament bei Johannes gibt es auch ein personhaftes Verständnis von Heiligem Geist, so dass man ihn mit „Du“ anreden kann, - so dass man beten kann: „Komm, Heiliger Geist, erfülle die Herzen deiner Gläubigen und entzünde in ihnen das Feuer deiner Liebe,“ – Aber darüber ein andermal.

Inspiration der Heiligen Schrift - 41

Ich habe einen Koran mitgebracht: das heilige Buch des Islams – in kostbarer Aufmachung, in arabischer Schrift und arabischer Sprache. Leute aus dem Westen haben das Buch recht früh auch übersetzt. Im Islam aber war es eigentlich verboten, den Koran zu übersetzen. Das hat einen besonderen Grund: Nach Auffassung der Muslime liegt das Original dieses Buches im Himmel, - in arabischer Sprache. Und der Engel Gabriel hat es dem Mohammed wörtlich so diktiert; - und der hat es Wort für Wort und Buchstabe für Buchstabe getreu aufgeschrieben. Jede Übersetzung wäre deshalb nicht nur Deutung und Veränderung, sondern auch Verzicht auf die ursprüngliche Gabe Allahs. Nach muslimischer Auffassung gilt jedes Wort des Koran als unmittelbar von Gott gesprochen.

Frage an uns Christen: Wie ist das bei uns mit unserer Bibel? –So ähnlich? – Es ist erstaunlich. wie hilflos mancher Christ wirkt, wenn er danach

gefragt wird. Unsere heutige Lesung aus dem Zweiten Timotheusbrief soll uns weiterhelfen. Es hieß da: „jedes Buch der Schrift ist von Gottes Geist erfüllt*“ (2 Tim 3,16 –in der Einheitsübersetzung Steht das nicht)* – Gedacht ist dabei an die Bibel der Juden, ans Alte Testament. Ein Neues Testament gab es damals noch nicht. – „Jedes Buch der Schrift ist von Gottes Geist erfüllt“ – Was soll damit gesagt sein?

Nun, ich habe hier das Lektionar vor mir liegen – mit den Lesungen und Evangelien der Sonntage, - alttestamentliche Texte und neutestamentliche Texte. Dieses Buch besteht aus Papier und Druckerschwärze und hat einen Sachwert, den man in Euro angeben kann. Es enthält die biblischen Texte in deutscher Sprache als Übersetzung aus dem Hebräischen und aus dem Griechischen. Das klingt alles recht irdisch. – Den Brief eben hat Paulus oder einer seiner Schüler geschrieben an Timotheus; der stammte aus Lystra in Kleinasien und war später wohl Bischof von Ephesus. Also auch recht irdisch – Diesen frommen Brief, den *ein* gläubiger Christ einem anderen gläubigen Christen geschrieben hatte, den hat man aufbewahrt, weil man ihn für gut hielt.

Später nämlich, als keiner der Apostel mehr lebte, als alle Augenzeugen gestorben waren, da suchte man solche Schriften zusammen. Das wurde jetzt notwendig. Vieles konnte man nicht brauchen, manches war schief und ungeeignet. Aber diese Schriften hier, die hielt man für gut. Man traf sich auf Synoden und stellte fest: In diesen Schriften kommt unser christlicher Glaube zum Ausdruck. Und man beschloss: Die wollen wir als *unsere* Schriften festhalten. Die wollen wir zu den Schriften des Alten Bundes hinzunehmen. Und so entstand unser Neues Testament. Eigentlich also auch recht irdisch.

Was heißt das also: „Jedes Buch der Schrift ist von Gottes Geist erfüllt?, wenn wir es auf die Schriften des Neuen Testamentes beziehen? – Weshalb ist das hier nicht irgendein frommer Text, sondern Heilige Schrift?

1. Weil es auf Jesus von Nazareth zurück geht, auf seine Predigt, auf sein Leben und Wirken, auf

seine Botschaft.

2. Weil die Apostel und andere frühe Christen ihren Christus-Glauben darin zum Ausdruck brachten.

3. Weil spätere Christen ihren Christus – Glauben darin bestätigt sahen.

Und so wie der ganze Christus-Glaube von Heiligen Geist geweckt und getragen wird, so wird auch ein Brief des Apostel Paulus über unseren Glauben von Heiligen Geist geweckt und getragen. - Und so wie auch der Glaube der späteren Christen von Gottes Geist geweckt und getragen war, so haben sie in der Kraft dieses Geistes beschlossen, solche Bücher festzuhalten, - festzuhalten als Schriften, in denen unser Glaube ursprünglich und authentisch zum Ausdruck kommt

Die Schriften sind also nicht vom Himmel gefallen und nicht vom Engel Gabriel diktiert, sonder von Menschen geschrieben, - von Menschen mit ihrer Eigenart, mit ihrem Sprachstil, mit ihrem Glauben. Sie können Schreibfahler enthalten oder auch Irrtümer über irgendwelcher Nebensächlichkeiten – so wie Menschen schon mal irren oder sich verschreiben. Aber: Sie bringen den ursprünglichen Glauben der Christen zum Ausdruck. Und darum ist es Gotteswort im Menschenwort,
- unsere Heilige Schrift

Seitdem uns das wieder klar ist, können wir uns leichter und unbefangener den biblischen Texten anvertrauen: Wir lesen die Texte, - wir suchen sie zu verstehen, - wir horchen in die Texte hinein. – Wir können unseren Christus – Glauben in den Texten wieder finden; - wie können uns von diesen Texten bewegen, anregen und bereichern lassen. Denn: „Jedes Buch der Schrift ist von Gottes Geist erfüllt“ Und darum lohnt es sich, darin zu lesen.

Pfingstler – 42

Vermutlich haben manche von uns schon mal etwas von den „Pfingstlern“ gehört. Das sind christliche Gruppen, auch katholische, teils ganze Gemeinde, die das Ereignis von Pfingsten als Ursprung ihrer Frömmigkeit nehmen, als Quellort ihres ganzen Lebens.

Da ist vielleicht ein Freundeskreis von jungen

Ehepaaren, die sich Gedanken machen. wie man miteinander Christ sein könne. Und die entdecken dann eines Tages, dass man dazu ein neues Pfingsten braucht: ein Ereignis, wo man alle Hemmungen und Vorbehalte, alle Verkrustungen und Verkrampfungen abwirft und sich öffnet für jene Begeisterung, die aus der Gnade Gottes quillt. Und die geraten dann in ein rauschhaftes Erlebnis von Befreiung hinein – ein Erlebnis, aus dem sie wie neue Menschen hervorgehen.

Aber die wollen sich dann nicht zurückziehen in ihren sympathischen Freundeskreis, sondern die wollen sich und ihr Leben und ihren Alltag umgestalten mit der damaligen Fragen an die Apostel: „Ihr Männer und Brüder, was sollen wir tun?“ – Und die versuchen bei ihren Zusammenkünften immer wieder jenes rauschhafte Befreiungserlebnis zu erneuern; versuchen immer wider neu, aus der Begeisterung des Pfingsterlebnisses sich selbst, ihr Leben und ihren Alltag zu prägen und zu bereichern. So etwa die Pfingstler.

Wenn man das so hört, wird mancher gleich abwinken; mancher traut sich so etwas nicht zu; mancher will es auch gar nicht, weil er es für übertrieben hält. Aber diejenigen von uns – um nur ein Beispiel zu nennen – die vielleicht schon einmal in Krankenhaus gelegen haben, wo es ihnen ernsthaft dreckig ging, die dann aber wieder gesund wurden und aus dem Krankenhaus entlassen werden konnten, die erinnern sich vielleicht an den Augenblick, als sie damals an der Pforte des Krankenhauses vorbeigingen und ins Freie traten. Die erinnern sich vielleicht jener Euphorie und Seligkeit, mit der sie dann gleichsam traumhaft schwebend einen Schritt vor den andern setzen, - die erinnern sich vielleicht an ein solch rauschhaftes Berfreiungserlebnis, wo, sie glatt den Zeitungsmann hätten umarmen können, wo sie dann aber nach Hause kamen, sich an den Küchentisch setzten, das Gesicht in den Händen vergruben und vor lauter Glück nur noch weinten; - das rauschhafte Erlebnis, dem Leben neu geschenkt zu sein, das rauschhafte Erlebnis, ein neuer Mensch zu sein.

Und mit solchem Erlebnis steht man dann in einer uralte gläubige Tradition. Die fängt an mit der Rettung der Israeliten beim Auszug aus Ägypten, dem Durchzug durch das Rotte Meer und der Befreiung aus der Macht des Pharao, wo Mose sein Meer –Lied anstimmte.

Dazu gehört die Befreiung der Juden aus der Gefangenschaft in Babylon, wie sie uns vielleicht am gewaltigsten in Verdis Oper „Nabucco“ begegnet mit dem Chor der Gefangenen
„Zebaoth, groß, o Herr, ist deine Macht!“

Dazu gehört die Befreiung des Tempels aus der Hand des Gotteslästerers Antiochus von Syrien, wie wir sie aus Händels Oper „Judas Makkabäus“ kennen, mit dem Chorgesang „Tochter Zion, freue dich, jauchze laut, Jerusalem!“

Und in die Reihe dieser Befreiungserlebnisse gehört dann schließlich auch das rauschhafte Erlebnis an Pfingsten, - damals, als die Leute außer sich gerieten vor seliger Begeisterung und sich zur Gemeinde der ersten Christen zusammenfanden. So war das damals

Ja, und wir heute? – Wie ist das mit unserer verknoteter Seele? – mit unserm verfilzten Geist? – mit unserer zähen Innerlichkeit? – Es muss ja nicht gleich unserer zähen Innerlichkeit? – Es muss ja nicht gleich ein Totalerlebnis werden und nicht alle in gleicher Weise erfassen. Aber in dem Maß, wie es uns gelingt, hier, jetzt, in der Stunde dieses Gottesdienstes – in dem Maß wie es uns gelingt, unsere Enge und Schwere abzuwerfen und uns zu öffnen für den Geist Gottes, -in dem Maß, wie es uns gelingt, wieder Freude und Begeisterung zu schöpfen, - in dem Maß werden auch wir neue Menschen sein. Das wäre großes Pfingsten.

Der Glaube der Emmausjünger - 43

Was die Jünger Jesu an Ostern erlebten, war ein einmaliges Ereignis, - etwas Bestürzendes – eine „Durchbruchserfahrung“ – Sie alle hatten Jesus persönlich gekannt; sie alle waren am Karfreitag verzweifelt auseinander gelaufen. – Aber dann ist ihnen der Auferstandene persönlich begegnet und sie haben ihn wieder erkannt.
Eine „Durchbruchs- Erfahrung“.

Im Vergleich zu diesem ursprünglichen Erlebnis sind *wir* nur „Jünger zweiter Hand“. Unsere Erfahrung mit dem Auferstandenen ist anders. Unser Weg zu ihm ist länger.

Zwei Geschichten finden sich allerdings in den Ostererzählungen, die uns näher stehen; auch da ist

der Weg zum Auferstandnen länger. Die eine Geschichte ist die von dem ungläubigen Thomas; die andere ist die von den Emmausjüngern. Beide Erzählungen nehmen unsere Situation gewissermaßen vorweg.

Die beiden Emmausjünger gehören nicht zum Kreis der zwölf Apostel. Auch ist der Auferstandene ihnen nicht in einer Erscheinung gegenübergetreten - wie etwa bei Petrus oder Maria von Magdala. Die beiden Emmausjünger sind offenbar auch „Jünger zweiter Hand“

Ihr Glaube aber wurde nicht geweckt durch ihr Wissen über „Jesus von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in Wort und Tat vor Gott und allen Volke“. – Ihr Glaube wurde auch nicht geweckt durch die Nachrichten vom leeren Grab. – Ihr Glaube wurde nicht einmal geweckt durch die Botschaft er sei auferstanden, er lebe – Nein! Sie „erkennen“ ihn aufgrund einer unmittelbaren Begegnung. Und diese Begegnung ereignet sich im eucharistischen Mahl, - wo er das Brot nimmt, den Lobpreis spricht, das Brot bricht und es ihnen gibt. Das ist *ihre* „Durchbruchserfahrung“: Die Feier der Eucharistie als das Ostererlebnis für „Jünger zweiter Hand“

Und wir? – Auch wir sind keine Ur – Apostel, keine Erstzeugen seiner Auferstehung. Auch wir sind „Junger zweiter Hand“.

Aber auch unser Ostererlebnis fällt nicht wie ein Meteorit vom Himmel. Wir sind darauf vorbereitet:
- Wir tragen in uns die allgemeine Sehnsucht der Menschen „über den Tod hinaus“.
- Wir kennen die Botschaft der biblischen Texte und hören sie jedes Jahr neu.
- Wir haben das Glaubenszeugnis derer. die vor uns an ihn geglaubt und, wenn es sein musste, dafür in den Tod gegangen sind.

Wir sind also vorgeprägt. Das Ostererlebnis liegt nicht einfach außerhalb unseres Erwartungs - horizontes

Ereignis aber kann das Ganze nur werden, wenn es uns existentiell ergreif, - so wie es von den Emmausjüngern heißt: „Da gingen ihnen die Augen

auf, und sie erkannten ihn“ Da erst sind sie dem Auferstandenen begegnet. Vorher auf dem Weg nach Emmaus war er – wenn man das so sagen darf – nur virtuell anwesend; - jetzt ist er es wirklich.

Das ist natürlich eine Frage an jeden einzelnen von uns: Erlebe ich das so? Ist meine Begegnung mit ihm hier bei der Feier des Brotbrechens ein solch existentielles Ereignis? – Ist mein Erlebnis beim Kommunionempfang eine solche „Durchbruchs-erfahrung“? –Und es ist eine Frage an uns als Gemeinde: Spürt man das, dass unsere Gemeinschaft hier getragen ist vom gemeinsamen Osterglauben? Ist unser Verhältnis untereinander so solidarisch, dass wir gemeinsam Zeugnis ablegen für den Auferstandenen? Ist unsere Offenheit für die Bedrängnis aller Notleidenden so spontan, dass wir jeden Außenstehenden damit nachdenklich machen?

Die Konsequenz ist eindeutig: Der Gekreuzigte hat durch seine Auferstehung eine neue Lebensform angenommen. Deshalb können *wir* nur dann Zeugnis von ihm ablegen, wenn auch wir eine neue Lebensform annehmen - als einzelne und als Gemeinschaft. Erst dann beginnt bei uns Ostern.

Berufen als Heilige - 44

Wenn man eine Umfrage veranstaltete zum Thema: „Worin sehen Sie das Ziel Ihres Lebens?“, das gäbe ein buntes Bild. Die ganze Vielfach unserer Gesellschaft würde sich darin widerspiegeln. Wenn aber einer antworten sollte, Ziel seines Lebens sei es, ein Heiliger zu werden, - dann wären die andern vermutlich ganz hilflos. Einige würden lachen, andere verlegen wegschauen; vielleicht würde mancher meinen, der sei wohl im Kopf nicht ganz richtig.

Allerdings ist in unserer heutigen Lesung genau davon die Rede. Im Ersten Johannesbrief hieß es da: „Wir werden ihm ähnlich sein; wir werden ihn sehen, wie er ist. Jeder, der dies von ihm erhofft, heiligt sich, so wie *er* heilig ist“ *(1Joh 3,2f)* – Oder am Anfang des Ersten Korintherbriefes schreibt der Apostel Paulus: „An die Geheiligten in Christus Jesus in Korinth, an die, die als Heilige berufen

sind“; und er meint damit die ganze Gemeinde, - ER würde also uns schreiben: „An die Geheiligten in Christus Jesus, an die, die in St. Augustinus in Querenburg und St. Paulus in Hustadt als Heilige berufen sind“: und gemeint damit wäre jeder einzelne von uns.

Eine peinliche Sache. Die biblischen Autoren schreiben das als selbstverständlichen Ausdruck christlichen Glaubens. Aber wir, die wir uns ja durchaus als Christen verstehen, - wir wollen das gar nicht. Wer will schon ein Heiliger sein? Wir erinnern uns zwar an den biblischen Satz. „Seid heilig, denn auch ich, euer Gott, bin heilig.“ *(Lev 11,44)* Aber wir wollen das gar nicht. – Was machen wir mit diesem Widerspruch?

Da möchte ich zunächst daran erinnern, dass es ja manchen komischen Heiligen gegeben hat. Die Styliten etwa. Die lebten als Einsiedler auf einer Säule und beteten von da oben aus zu Gott. Oder der Schweizer Nikolaus von der Flüe, Bruder Klaus, der seine Familie im Stich ließ und sich auf der andern Seite des Berges in einer Einsiedelei verkroch. – Komische Heilige. – Und schon im Mittelalter prägte man dazu die Formel „magis Admirándum quam imitándum“, - „mehr zu bewundern als nachzuahmen“.

Aber an solch skurrile Formen der Frömmigkeit hatten die biblischen Schreiber sicher nicht gedacht. Sie müssen etwas anderes gemeint haben. Keine „komischen“ Heiligen – und wohl auch nicht so etwas wie „heldenhafte“ Heilige. Ich denke da etwa an Rupert Meyer oder an Maximilian Kolbe, an Franz von Assisi oder an Mutter Teresa von Kalkutta. Auch an solch besondere Formen der Heiligkeit war wohl nicht gedacht. Die biblischen Autoren müssen etwas meinen was jeden von uns unmittelbar angeht. Und das müsste man schon rauskriegen, wenn man um biblischen Sinn Christ sein will.

Ich will versuchen, es zu erklären. Ein gläubiger Mensch – ich denke, wir alle gehören dazu – ein gläubiger Mensch hat ein Gespür für das Göttliche. Vielleicht ahnt er es nur; vielleicht erinnert er sich an Augenblicke, wo er die Nähe Gottes ganz intensiv erlebt hat; vielleicht kennt er nur die

Situation, wo man irgendwo still in einer Kirche sitzt und fromm vor sich hindöst. – Wer irgend so eine Art von Heiligkeitserfahrung kennt, der weiß, dass uns Menschen so etwas in einem umfassenden Sinn gut tut. Das Erlebnis der Heiligkeit Gottes lässt uns tief durchatmen, lässt uns innerlich wachsen und mehr Mensch werden. Wir fühlen uns verändert, wenn wir einmal richtig gebetet haben. Unser eigentliches Ich entfaltet sich - Anders formuliert: Die Gnade Gottes wirkt im Innern des Menschen; sie wirkt im Innern und wirkt sich im Äußeren aus.

Schade ist nur, dass solche Erlebnisse vielleicht selten sind oder dass sie so rasch wieder verfliegen. Auch die Auswirkung unserer Heiligkeitserfahrung - in unserem Lebensgefühl, bei unser Arbeit oder im Umgang mit anderen Menschen – hält meist nicht lange vor. Das liegt zum großen Teil an unserer modernen Lebensart, an Oberflächlichkeit und Hast, an Nervosität und Überarbeitung oder an psychischen Faktoren. Aber im Kern wird damit erkennbar, was der Johannesbrief oder der Apostel Paulus meinen, wenn sie von unserer Berufung zur Heiligkeit sprechen: Wir sollen das Erlebnis der Heiligkeit Gottes so in uns wirken lassen, das es nach außen hin wirksam wird. *(Wdh.)*

Und das – meine ich – kann jeder versuchen, jeder, der Christ sein will. Das wird oft nicht gelingen, - oder nur schwach, - oder nur kurzzeitig. Aber wir haben ja jeden Tag Gelegenheit, es neu zu versuchen. Auch unser Gottesdienst hier ist eine solche Gelegenheit, -eine Gelegenheit, die Heiligkeit Gottes zu erahnen und die Nähe Gottes zu spüren. Vielleicht hält es bis Freitag vor. Das wär' doch schon was

Unsere Heimat ist im Himmel - 45

Was sind Vorurteile? – Vorurteile sind Urteile, die man fällt, bevor man sich den Sachverhalt genauer angeschaut hat. Sie beruhen nicht auf Erkenntnis, sondern auf einer gefühlsmäßigen Voreingenom -menheit.
Wenn das so ist, dann überrascht es eigentlich nicht, dass man Vorurteile so schlecht beseitigen

kann, - nicht durch Augenschein, nicht durch Information, nicht durch Aufklärung. Selbst wenn man es dreimal erklärt hat, kommt dasselbe Vorurteil wieder zum Vorschein, - eine gefühlsmäßige Voreingenommenheit.

Eines dieser Vorurteile steckt in der Behauptung, das Christentum als Ganzes sei weltfremd: Der christliche Glaube lasse das Elend der Welt einfach so liegen und vertröste die Leute aufs Jenseits.

Die bekannteste Formulierung fand dieses Vorurteil bei Heinrich Heine in „ Deutschland – Ein Wintermärchen“ aus dem Jahr 1844. Da ist die Rede von einem Mädchen, das zur Harfe sang:

Sie sang vom irdischen Jammertal,
Von Freuden, die bald zerronnen,
Vom Jenseits, wo die Seele schwelgt.
Verklärt in ewigen Wonnen

Sie sang das alte Entsagungslied,
Das Eiapopeia vom Himmel,
Womit man einlullt, wenn es greint,
Das Volk, den großen Lümmel.

Dagegen dann der Protest:
Ein neues Lied, ein bessres Lied,
O Freunde, will ich euch dichten!
Wir wollen hier auf Erden schon
Das Himmelreich errichten.

Und weiter:
Ja, Zuckererbsen für jedermann,
Sobald die Schoten platzen.
Den Himmel überlassen wir
Den Engeln und den Spatzen

Vielleicht fällt Ihnen auf, dass das etwas mit unserer heutigen Lesung zu tun hat. Da hieß es eben im Philipperbrief: „Unsere Heimat aber ist im Himmel. Von dort erwarten wir Jesus Christus, den Herrn und Erlöser“ – Hatte das Mädchen an der Harfe also recht?

Da muss man zunächst einmal zugeben, dass es eine solch weltfremde Frömmigkeit tatsächlich gegeben hat. Eine extrem apokalyptische Frömmigkeit hält unsere Welt für derart schlecht, dass sie sich nicht mehr verbessern lasse; dass man nur noch den

Weltuntergang herbei wünschen könne. Eine solche Frömmigkeit gab es und gibt es.

Aber das war immer eine Extremform. Eine Frömmigkeit von Außenseitern, von Sondergruppen und Sekten. Der Hauptstrom christlicher Frömmigkeit war anders orientiert: Die Christen wussten, dass es in unserer Welt sehr oft sehr traurig zugeht. Aber sie haben versucht, in dieser traurigen Welt etwas Gutes zu schaffen: Sie haben als Bauern gesät und geerntet; sie haben dem Nachbarn geholten, seine abgebrannte Scheune wieder aufzubauen; sie haben Schule eingerichtet, Krankenhäuser uns Siechenheime. Und die Klöster waren nicht einfach weltfremde Betanstalten, sondern landwirtschaftliche Musterbetriebe, auch Kulturzentren und Stätten der medizinischen und sozialen Versorgung.

Der Vorwurf also, die Christen nähmen das Elend der Welt einfach so hin und vertrösteten die Leute aufs Jenseits, trifft zu auf apokalyptische Außenseiter; den breiten Strom christlicher Frömmigkeit tritt er nicht.

Was meint aber dann der Satz der heutigen Lesung, unsere Heimat sei im Himmel? – Nun Paulus hat da eine besondere Personengruppe vor Augen. Da gab es in Philippi eine Gruppe von christlichen Missionaren, die predigten ein Christentum de irdischen Seligkeit, der Mann Gottes, sein siegreicher Prophet. Und wir bräuchten uns ihm nur auszuschließen, um schon jetzt glücklich zu sein.

Das klingt verführerisch gut. Aber genau das ist weltfremd. Da gegen wendet sich der Apostel Paulus. Er predigt ein realistisches Christentum. Und dazu gehört das Traurige genau so wie das Frohe. Das heißt: Der Kreuzweg bleibt uns nicht erspart; das Leiden gehört zum leben dazu. Aber gerade durch dieses Leiden werden wir Christus ähnlich - in der Hoffnung, einst mit ihm selig zu sein.

So schreibt er im Zweiten Korintherbrief: „Wir wissen, dass wir fern vom Herrn in der Fremde leben, solange wir in diesem Leib zu Hause sind“ Daran schließt sich der Satz aus dem Philipperbrief an: „Unsere Heimat, - die ist im Himmel. Von dort

erwarten wir Jesus Christus, den Herr und Retter.“ – Da ist keine Rede davon, dass wir das Elend der Welt einfach so liegen lassen sollten. Es ist die Rede davon, dass man die Erde nicht zum Himmel machen kann

Heinrich Heines „Zuckererbsen für jedermann“ waren genauso eine Illusion wie die marxistische Idee von einem irdischen Paradies. Aber auch die Welt unserer heutigen Urlaubsprospekte mogelt uns über das reale Leben hinweg.

Unsere Aufgabe als Christen ist es deshalb, in unserer Welt Zeichen der Hoffnung aufzurichten: Leid zu lindern, Not zu verringern und Gutes zu schaffen, so viel nur eben möglich ist. Die Vollendung aber, das Heil der Welt, schaffen nicht wir. Das erwarten wir allein von Gott. Bei ihm erst finden wir unsere Heimat.

Im Angesicht des Todes - 46

Wenn ein Kind mit seinen Eltern über den Friedhof geht und dann plötzlich und unbefangen sagt: „Wenn ihr mal tot seid, dann pflanz ich auch Stiefmütterchen auf euer Grab“, - dann erschrecken die Eltern und antworten: „So etwas sagt man doch nicht!“ – Kinder sollen auch keinen Toten sehen, das sei viel zu schrecklich für sie. Und die Erwachsenen drücken sich darum herum, einen Sterbenden zu besuchen. Und wenn ein Scherkranker äußert, es gehe wohl bald zu Ende mit ihm, dann versuchen wir es ihm auszureden: „Das meinst du nur so. Du siehst schon viel besser aus als vorige Woche“ – Die Menschen fürchten den Tod.

Die Fragen, die sich uns am Grab eines Verstorbenen stellen, sind die gleichen wie vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Unsere ganze Ratlosigkeit drückt sich in diesen Fragen aus: „Was ist nun? – Wo ist er geblieben? – Wie geht es ihm jetzt?“ – Und je näher uns der Verstorbene stand, desto lauter stellen sich diese Fragen.

Grob gesehen bieten sich für uns hier drei Antworten an:

1. Die Antwort der alten Griechen: Der Leib ist tot

und wird begraben; die Seele aber, die ist von Natur aus unsterblich; die lebt sowieso weiter. Und eigentlich muss man froh sein, wenn man den lästigen Leib endlich los ist.

2. Die Antwort der so genannten Realisten: Der Mensch ist tot; es gibt ihn nicht mehr. Aus und vorbei. Wir bestatten noch seinen Leichnam; das gebietet der Anstand. Und
3. Die Antwort der Glaubenden: Das, was man sieht, ist tatsächlich ein trauriges Ende: Wir begraben unseren Toten. Trotzdem sind wir der Überzeugung, dass es ihn gibt, - dass er als Mensch, als Person lebt und weiter lebt und auch glücklich weiter lebt.

Das sind die drei Antworten, die sich uns anbieten. Die letzte davon interessiert mich besonders: Ich stehe vor dem offenen Grab und sehe unten den Sarg. Und ich weiß: Darin liegt der Tote. Und das Grab wird zugeschaufelt, und der Tote verwest. Das alles sehe ich und weiß ich. Und trotzdem bin ich überzeugt: Es gibt ihn noch.

Meine Überzeugung ist also *nicht* abhängig von einem *leeren Grab*. Wenn das Grab plötzlich leer wäre, vielleicht wäre es dann einfach, an ein Weiterleben zu glauben, oder an eine Auferstehung. Nein! Ich spüre meine Überzeugung „Es gibt ihn noch“, obwohl der Leib im Grab liegt und verwest.

Es gibt auch nicht-christliche Menschen, die das so empfinden. Wir haben da offenbar mit vielen Andersgläubigen und vielen Ungläubigen zusammen eine gemeinsame Überzeugung über den Tod hinaus. Verstehen kann man das eigentlich nicht. Und doch: Wir empfinden so.

Die Christen aber trauen sich, dazu noch einige Sätze mehr zu sagen. Die Christen sagen: Das, was da viele empfinden „Es gibt ihn noch“, das hat etwas zu tun mit der Güte Gottes und mit der Auferstehung Jesu. Wenn Gott jeden einzelnen von uns kennt und liebt, wenn Gott jeden einzelnen so sehr ernst nimmt, dann wundert das gar nicht, dass er uns nicht einfach versinken lässt, - ins Leere, ins Nichts. – Gottes Güte ist es, die uns durch den Tod hindurch rettet. Wie das geht, das weiß keiner, - ich auch nicht. Auch die Bibel weiß es nicht. Aber

die Bibel versucht, diese Überzeugung des Glaubens mit Bildern und Vergleichen anschlich zu machen: Gottes Güte ist es, die uns durch den Tod hindurch rettet.

Wenn ich das hier so vortrage, dann wird vielleicht eines deutlich: Hier geht es um eine Frage von existentieller Wucht. Das ist Dramatik, mit der ich mich persönlich auseinander setzen muss. Das ist die Seelennot, in die hinein ein Pfarrer frohe Botschaft zu künden hat. Da sind wir beim Kern der Sache – Und das nicht nur am Abend des Allerseelentages, sondern das ganze Jahr über: Die Güte Gottes ist es, die uns durch den Tod hindurchrettet.

„Werden nur wenige gerettet?“ - 47

„Da fragte ihn einer:> Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden? <“ – Diese Frage wurde im damaligen Judentum vielfach diskutiert, und so wurde sie auch an Jesus gerichtet. Aber diese Frage kann auch uns heute betreffen, Auch wir würden Jesus danach fragen und noch manches mehr. Einiges vielleicht bloß aus Wissbegier – etwa nach dem Schicksal von Judas, nach dem Schicksal von Selbstmordattentätern oder nach dem Schicksal von Adolf Hitler. Mancher aber würde seine Frage stellen in bestürzendem Ernst – vielleicht aus Sorge um einen missratenen Sohn, vielleicht aus Sorge um einen Freund, der mit einem Fluch auf den Lippen gestorben ist, vielleicht aus Sorge um das eigene Heil. – „Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden?“

Hier im Evangelium wird die gestellte Frage jedenfalls nicht beantwortet. Am Ende heißt es zwar: „Dann werden sie von Osten und Westen, von Norden und Süden kommen und im Reich Gottes zu Tisch sitzen.“ Das klingt ganz optimistisch. Doch dazwischen heißt es: „Viele werden versuchen hineinzukommen, aber es wird ihnen nicht gelingen.“ Und der schaurige Satz_ „Weg von mir! Ich weiß nicht, woher ihr seid!“ klingt uns noch im Ohr.

Nun ist der ganze Abschnitt sicher eine „Mahnrede“. Die Mahnrede will uns zu sittlichem Ernst aufrufen; sie will erzieherisch auf uns

einwirken; wir sollen uns mit allen Kräften bemühen. Das ist sicher richtig. Aber kann man deshalb so einfach behaupten, die harten Sätze hier im Text seien nur eine „pädagogische Übertreibung“? Wer kann das wissen?

Wer eigentlich kann behaupten, es gehe keiner verloren? – Kein Christ kann das behaupten. Aber ein Atheist kann es auch nicht behaupten. Wir wissen es nicht. Auch die Theologen wissen es nicht. Das ewige Schicksal des Menschen ist allein Gottes Sache.

In dieser Ratlosigkeit, von der wir alle betroffen sind, möchte ich Ihnen fünf Gesichtspunkte an die Hand geben, die vielleicht eine Orientierungshilfe sein können.

Der erste Punkt. – Niemand wird gerettet durch eigene Leistung, kein Gläubiger und kein Ungläubiger, kein Braver und kein Bösewicht. Was uns rettet ist allemal die Barmherzigkeit Gottes

Der zweite Punkt. – Wenn dann aber einer meint: „Unser Herrgott is’ nich’ so.’ – „Für mich wird schon ein Plätzchen frei sein“ – Was tu’ ich denn noch Böses?“ – Wer so denkt, der lästert Gott; der nimmt die Souveränität Gottes nicht ernst, Angesichts der Heiligkeit Gottes sind „Furcht und Zittern“ die einzig angemessene Reaktion.

Der dritte Punkt. –Die Meinung, Gott werde alle Menschen am Ende doch noch retten, ist schon im christlichen Altertum verworfen worden. Niemand kann das wissen, niemand darf das behaupten. Das ewige Schicksal des Menschen ist allein Gottes Sache. Aber das Umgekehrte dürfen wir auch nicht. Niemand, der ein Christ sein will, kann von einem anderen behaupten, der sei von Gott verdammt worden. Niemand darf einem anderen die Verdammung wünschen, Das ewige Schicksal des Menschen ist allein Gottes Sache.

Der vierte Punkt. – Etwas Ähnliches gilt bereits für diesseitige Probleme. Wenn etwa ein Übeltäter schwer krank wird, dann darf der gern seine Krankheit als Sühne für seine Untaten auf sich nehmen. Das ist ein alter christlicher Gedanke. Aber wenn ein anderer daherkommt und ihm sagt: „So, jetzt hast du deine Strafe! Gott lässt seiner

nicht spotten," – wer so spricht oder denkt, der tut das Gegenteil von dem, was Jesus von uns erwartet. Auch ein Übeltäter, wenn er krank ist, braucht unsere Hilfe und unser Gebet. Unsere Bosheit bracht er nicht.

Der fünfte Punkt. – Wenn das so ist, wenn das ewige Schicksal des Menschen allein Gottes Sache ist, dann brauchen *wir* keinen aufzugeben. *Wir* können für jeden beten, weil alle der Barmherzigkeit Gottes bedürftig sind. Und Mancher, der eine große Sorge mit sich trägt, wird den Himmel bestürmen mit seinen Bitten. Der Hoffnung auf die Güte Gottes sind keine Grenzen gesetzt

Diese fünf Punkte können vielleicht ein wenig helfen-

helfen, das Geheimnis der Ratschlüsse Gottes zu respektieren,

helfen, unser eigenes Leben mit Hilfe der Gnade Gottes seinem Willen anzunähren,

und helfen, in Furcht und Zittern zu vertrauen auf seine Barmherzigkeit

„Haltet euch bereit! – 48"

Wenn Menschen miteinander reden, dann verwenden sie sprachliche Bilder, - Bilder und Vergleiche, - oft ganz unbewusst. Das ist zwar notwendig, aber auch tückisch. Der Gesprächspartner könnte leicht etwas anderes heraushören, als der Redente gemeint hat. – Wenn ich etwa meine betagte Mutter mit meinem alten Auto vergleiche, dann klingt das vielleicht wie eine Frechheit, gemeint aber hatte ich von beiden nur ihre Unverwüstlichkeit, - Oder wenn ich formuliere: „Der Papst verhält sich zu den Bischöfen wie ein Räuberhauptmamm zu seinen Leuten." habe ich dann den Kanzler mit einen Räuberhauptmamm verglichen? Dem Wortlaut nach nicht, denn ich habe zwei verschiedene Verhältnisse miteinander verglichen, Aber das ist eine Denkfigur, die nicht jeder nachvollziehen kann. In manchem Ohr kling es deshalb so, als hätte ich Papst und Räuberhauptmann gleichgesetzt.

Einen solchen Haken haben wir in unserem heutigen Evangelium: „Wenn der Herr des Hauses

wüsste, zu welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er verhindern, dass man in sein Haus einbricht. Haltet euch deshalb bereit! Denn der Menschensohn kommt zu einer Stunde, in der ihr es nicht erwartet.“ – Wird der wiederkommende Menschensohn da mit einem Dieb verglichen? - Fast klingt es so. In Wirklichkeit aber werden da zwei Situationen verglichen. Die Notwendigkeit von Wachsamkeit und Bereitschaft soll veranschaulicht werden - und gleichzeitig die Ungewissheit des Zeitpunks.

Genau besehen besteht unser Evangelium aus drei einzelnen Gleichnissen: Zuerst ist die Rede von Knechten, die auf die Ankunft ihres Herrn warten, der auf einer Hochzeitsfeier ist, vielleicht auf seiner eigenen. – Dann ist die Rede von jenem Hausherrn, der Wache hält, damit der Dieb nicht einbrechen kann. – Schließlich wird erzählt von einem Verwalter , dem das Hauswesen übertragen wurde, solange der Herr auf Reisen unterwes ist. - In allen drei Gleichnissen geht es um eine Wartezeit. Keiner weiß, wann sie zu Ende geht. Darum die Aufforderung, wachsam zu sein, sich bereit zu halten für die entscheidende Stunde, - So weit die Bildhafte der drei Gleichnisse.

Was aber ist damit gemeint? – In dem mittleren Gleichnis, dem von dem Einbrecher, wird uns bereits ein Stück Deutung mitgegeben: Es geht um die Ankunft des Menschensohnes am Ende der Zeiten. – Damit wird auch der Rahmen des Ganzen deutlich: Es handelt sich um apokalyptische Frömmigkeit mit der Erwartung von Weltuntergang und Weltgericht und mit dem verherrlichten Menschensohn als Weltenrichter.

Aber da hatten die frühen Christen ein Problem, Die apokalyptische Frömmigkeit der damaligen Juden erwartete das Ende „bald“. Auch verschiedene Äußerungen im Neuen Testament lassen diese Erwartung erkennen: Das Ende der Welt steht unmittelbar bevor; dann wird der Menschensohn wiederkommen in Herrlichkeit und die Seinen aus den vier Himmelsrichtungen sammeln.

Wie lange kann man so etwas durchhalten – die

Erwartung eines solches „Bald“? – Nun, einige von den heutigen adventistischen Sekten zeigen, - zu unserer Überraschung – dass eine solche Erwartung auch über 2000 Jahre hin frisch bleiben kann

Die Mehrzahl der frühen Christen schlug einen anderen Weg ein. An der Erwartung der Wiederkunft Christi hielten sie fest; aber das „Bald“ wurde immer mehr gedehnt: Der Herr gewährt uns noch eine Frist; er verzögert sein Kommen aus Geduld und Barmherzigkeit; die Voraussetzungen für sein Kommen sind noch nicht gegeben. Den wirklichen Zeitpunkt kennt Gott allein. – Das ist das andere Model, das Model der gedehnten Erwartung.

Mit dieser doppelten Auskunft ist auch unsere heutige Situation angesprochen. Auf der einen Seite darf jeder einzelne von uns sehr wohl festhalten an diesem „Bald“, und zwar im Hinblick auf den eigenen Tod. Wenn der in 20 oder in 40 Jahren eintreten sollte, wäre auch das noch „bald“. Es könnte aber auch viel früher sein. – Im Hinblick auf den eigenen Tod also ist die alte Naherwartung auch heute noch aktuell, die Bereitschaft, vor den Herrn zu treten und zu sagen: „Herr, da bin ich.“

Auf der anderen Seite steht die Vision einem grandiosen Endzeitdrama mit Weltuntergang, Wiederkunft Christi und Weltgericht. Diese Vorstellung steht innerhalb der apokalyptischen Frömmigkeitsform. Auch die gehört zum Christentum. Aber: Es gibt im Christentum noch andere Frömmigkeitsformen. Und je nachdem welcher Frömmigkeitsform ein Beter zuneigt, bekommen die apokalyptischen Ideen größeres oder geringeres Gewicht. Das ist also von Christ zu Christ verschieden.

Nicht verschieden aber sind die Forderungen, die mit beiden Modellen verbunden sind: die Treue zu unserer Berufung, die Bereitschaft, dem Herrn zu begegnen, und die Wachsamkeit zu jeder Stunde.

Für Gott sind alle lebend - 49

Unser Evangelium heute beginnt mit einer

spitzfindige Streitfrage. Aber nicht nur Pharisäer, Sadduzäer und Rabbiner haben solche Gedankengänge entwickelt, sondern später in ähnlicher Weise auch christliche Theologen. Jesus selbst lehnt eine solche Argumentationsweise ab – eigentlich nur mit dem Hinweis darauf, dass das Jenseits eben anders ist. Aber dann kommt er auf den Kern der Sache zu sprechen: „Gott ist kein Gott der Toten, sondern der Lebenden. (Denn☺:) Für Gott sind alle lebend“ *(Wdh)*

Da geht es um Grundfragen der Menschen seit den Tagen der Steinzeit:

1. Was ist mit meinen toten Angehörigen?
2. Was wird mit mir sein, wenn ich tot bin?

Es sind sehr verschiedenartige Antworten, die da versucht worden sind, verschieden bis zum heutigen Tag. Und immer wieder kommt einer, der so tut, als habe er die Weisheit für sich gepachtet

Wenn die Elisabeth Kübler – Ross – manch einer erinnert sich vielleicht an den Namen; sie ist im August 2004 verstorben – wenn sie also Gespräche führte mit Leuten, die schon einmal klinisch tot waren, aber dann doch wieder ins Leben zurückkehrten und von ihren Erlebnissen berichteten, - ist das etwa ein Beweis für die Richtigkeit des christlichen Glaubens?

Wenn ein Bauer im Sauerland die Treppe hinunterstürzt und dann, wenn er unten ist plötzlich Französisch können soll, wäre das ein Beweis für Seelenwanderung?

Wenn morgen ein Toter des vergangenen Jahres umgebettet werden muss – vielleicht, weil da eine Straße gebaut wird – und da fiele auf, dass der Sarg tatsächlich leer ist, - wäre das ein Beweis für „Auferstehung“?

Wenn Spiritisten ihre Sitzungen halten, dabei einen Toten aus der Unterwelt herbeizuführen suchen und ihm Fragen zu stellen, - ist das ein Beweis für das Leben der Seelen in einer jenseitigen Schattenwelt?

Wenn da einer stirbt, begraben wird und verwest, wenn er tot ist und tot bleibt und die Angehörigen ihn eben entbehren müssen, - ist das ein Beweis dafür, dass mit dem Tod alles aus ist?

All diese so genannten Beweise sind in Wirklichkeit keine. Sie sind Ausdruck unserer Hilflosigkeit im Angesicht des Todes. Die Mauer des Todes ist für unser Erkennen undurchdringlich. Wer etwas anderes behauptet, ist entweder naiv oder dumm oder ein Betrüger.

Wir müssen den Tod so hinnehmen, wie er uns begegnet, den Tod mit seiner Unausweichlichkeit und mit seiner Unbegreiflichkeit. Und wir müssen auch hinnehmen, dass es über ein „Danach“ kein Wissen und keine wissenschaftliche Erkenntnisse gibt und keine geben kann. Wie es im Innern der Sonne aussieht, können wir eines Tages vielleicht rauskriegen, nicht aber wie es hinter dem Tod aussieht. Das ist traurig genug, aber es gilt für alle Menschen und damit auch für uns Christen. Die Tragik eines Lebens, das im Tod endet, bleibt auch uns Christen nicht erspart.

Aber was ist es dann, was wir Christen haben, wenn es um den Tod geht? Machen wir nur Sprüche? – Nein! Wir haben unser Vertrauen auf Gott. Und in diesem Vertrauen und nur in diesem Vertrauen wurzelt unsere Hoffnung über den Tod hinaus. Alles andere beweist nichts und tröstet auch nicht.

Wir haben hier in unserem Leben ein Vertrauen auf ein heiliges Du, auf ein unbegreifliches Geheimnis, das all unser Leben trägt und durchwaltet. Ein heiliges Du, das mich persönlich kennt und ruft. Und dieses Verhältnis zwischen ihm und mir ist so stabil. dass ich es wage, es auch auf die Stunde meines Todes zu beziehen. Ich vertraue darauf, dass er mich auch in der Stunde meines Todes persönlich kennt und ruf.

Das ist erschreckend und tröstlich gleichzeitig. Erschreckend, weil dann ich in meiner Unheiligkeit der Heiligkeit Gottes begegne; und es ist tröstlich, weil ich bisher in meinem Leben ihn immer wieder als den barmherzigen Gott erfahren habe.

Das ist nun ein Gedankengang, wie ihn so oder so ähnlich alle gottgläubigen Menschen nachvollziehen können. Für uns Christen aber wird das Ganze dann noch einmal verdichtet und strukturiert durch unseren Glauben an Jesus Christus; durch

unseren Glauben daran, dass die Zuwendung Gottes zu uns Menschen in diesem Jesus von Nazareth eine geschichtlich greifbare Dimension gewonnen hat.

Wenn es *ihm* möglich war, das Dickicht des Todes zu überwinden, dann verstärkt das *unsere* Hoffnung über den Tod hinaus. Und wenn *seine* Überwindung des Todes gar die Ursache sein sollte für *unsere* Überwindung des Todes. – dann erst recht.

Deshalb versuchen wir, uns an ihn zu binden, uns ihm anzuschließen, ihm nachzufolgen – in der Hoffnung, dass auch wir dann nicht im Tod stecken bleiben; in der Hoffnung, das auch mit ihm zusammen durch den Tod hindurch den Weg zu Gott, dem Vater, finden. Denn: „Für Gott – sind alle lebend."

Skiron -50

Im griechischen Sagenkreis um Theseus, da taucht der wilde Skiron auf. Der hauste als Wegelagerer an der Felsenküste von Megara. An der Straße nach Athen lauerte er gen Reisenden auf und zwang sie, ihm die Füße zu waschen. Dazu setzte er sich auf einen Stein, die Reisenden mussten eine Schüssel vor ihn hinstellen, und wenn sie sich dann bückten, um ihm die Füße zu waschen, dann versetzte er ihnen einen Tritt, so das sie rücklings den Felsen hinunterstürzten ins Meer. Die Sage von Skiron.

Da war also einer, dem gefiel es, Leute zu demütigen. Er zwang sie, ihm die Füße zu waschen; und er versetzte ihnen einen Tritt, um sie in den Tod zu stürzen. Skiron.

Das gerade Gegenteil davon begegnet uns hier im Evangelium. Auch hier wird das Waschen der Füße als ein niedriger Dienst verstanden. Aber gerade deshalb, übernimmt Jesus diesen Dienst, - und das freiwillig. Die Rollen sind vertauscht: Jesus, der Meister und Herr, beginnt, den Jüngern die Füße zu waschen.

Der Petrus spürt sofort das Unmögliche der Situation und reagiert ganz impulsiv: „Niemals sollst du mir die Füße waschen!" – Da wird Jesus

deutlicher: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.“

Vermutlich kann man es heraushören: Das geht es nicht um schmutzige Füße; da geht es auch nicht um einen niedrigen Dienst an einem hohen Herrn. Da geht es um Abwaschung der Sünder, um Vergebung unserer Schuld, um die neue Gemeinschaft mit Jesus Christus. „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir“

- Er will ihn also nicht durch einen Fußtritt den Felsen hinunter stoßen, sondern durch das Zeichen der Waschung in seine liebende Gemeinschaft aufnehmen. Er will ihn nicht in den Tod stürzen, sondern für das Leben gewinnen.

Diese Erzählung von der Fußwaschung im Abendmahlsaal ist deshalb nicht einfach *eine* schöne Geschichte mehr. Sondern sie spielt eine herausragende Rolle: Sie steht in der Mitte zwischen Abendmahl und Kreuzestod; sie schildert eine Zeichenhandlung, die Jesu besonderen Auftrag hervorhebt; sie fasst das Geschehen von Abendmahl und Kreuzestod in bildhafter Weise zusammen: Jesus lebt sein Leben im Dienst für uns; und der stirbt den Tod am Kreuz, damit wir leben können.

Deshalb ist es notwendig, auf den zweiten Teil dieser Zeichenhandlung herauszuhören: Dieses neue Leben, das Jesus uns möglich macht, hat eine Struktur, die von ihm vorgegeben ist.

Das heißt 1.: Die neue Gemeinschaft von Schwestern und Brüdern; das sind wir,
Das heißt 2.: Nicht das Herrschen, sondern das Dienen ist die neue Umgangsform.
Das heißt 3.: Hingabe für andere; das ist die Vollendung.

Wer etwa zu Hause ständig einen Kranken zu pflegen hat, der weiß davon. Wer gut ist zu seinen Kindern, - auch wenn sie schwierig sind, der weiß davon. Wer nicht dauernd „Ich –ich“ sagt, sonder tapfer daran festhält „Du“ und „Wir“ zu sagen, der weiß davon

In der Fußwaschung bildet sich also dieses neue Leben der Christen ab: Das neue Leben, das er uns

durch seine Hingabe erworben hat, und das neue Leben, das wir dadurch entfalten können. Deshalb sagt er uns: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe.“ Und an anderer Stelle: „Eine größere Liebe hat niemand, als wer sein Leben hingibt für seine Freunde“ Das ist Nachfolge; das ist Christentum.

Askese als Waffe? - 51

Die dramatischen Ereignisse vom 11. September 2001 haben uns alle erschreck und mit Abscheu erfüllt. Darüber waren wir uns einig. Die Nachdenklichen unter uns aber blieben bei dieser Einsicht nicht stehen, sondern dachten noch Stück weiter. Die einen bewunderten nur Präzision und Raffinesse, mit denen die Terrorakte vorbereitet und durchgeführt wurden. Andere aber stießen auf die Einsicht, dass die Wurzeln des Terrorismus auch etwas mit unserer Lebensart zu tun haben. Wieder andere bewunderten die Terroristen selbst, weil sie es fertig brachten, jahrelang in der Wohlstands-gesellschaft zu leben, ohne sich von ihr korrumpieren zu lassen.
Beides kann für uns zu Beginn der Fastenzeit Anregung zum Nachdenken sein.

Die erste Frage hieße demnach: Wieso tragen wir mit unserer Lebensart zur Entstehung von Terrorismus bei? – Ein kleines Beispiel: Wenn einer mit einem eleganten Sportwagen ins Arme-Leut-Viertel fährt, dort am Markplatz im Halteverbot parkt, um für fünf Minuten in der Post etwas zu erledigen, - und wenn er zu seinem Wagen zurückkommt und dann hat ihm einer mit einem Nagel einen Ratsch in den Lack gekratzt, - vermutlich wird er dann bitter, und er fährt ab mit einem Fluch über das „Lumpenpack“ – So weit das kleine Beispiel.
Aber wenn Sie das Strickmuster dieses Beispiels verstehen, dann wird Ihnen vermutlich auch deutlich, welche Provokation unsere Lebensart für Menschen anderer Länder darstellt.

Wenn wir eine Hochleistungsmedizin beitreiben und in Ländern der Dritten oder Vierten Welt fehlt es in den Krankenhäusern an Verbandszeug und Desinfektionsmitteln.

Wenn wir eine Globalisierung der Märkte betreiben und die Vorteile davon kommen nur einem Viertel der Erdbevölkerung zugute

Wenn wir in Arroganz und Schönheit Urlaubsreisen in Länder unternehmen, wo die Bevölkerung in großer Armut lebt.

Wenn wir mit unseren Autos die Luft verpesten und den Leuten in den südlichen Ländern sagen, sie sollten – bitte schön – ihre Wälder nicht abholzen

Wenn wir 3000 unschuldige Opfer in Neu York betrauern, aber die 30 000 Kinder, die täglich verhungern gar nicht zur Kenntnis nehmen.

Vermutlich machen wir das ganze Christentum lächerlich, wenn wir das alles für selbstverständlich halten und in solcher Haltung Fastenzeit begehen.

Die zweite Frage bezieht sich auf die Haltung jener Terroristen. Die da jahrelang in unserer Wohlstandsgesellschaft gelebt haben, ohne sich von ihr korrumpieren zu lassen. Sie blieben ihrer Aufgabe treu. Früher nannte man das „Askese“; die Fähigkeit, den Verlockungen des Wohlstandes innerlich zu widerstehen, dem eigenen Ideal treu zu bleiben und sich ganz auf seine Aufgabe zu konzentrieren, Und das alles ist getragen von einer lebendigen Frömmigkeit.

Ist das etwa die Idee, die Jesus von seinen Jüngern hatte. als er von ihnen sagte: „Sie sind zwar in dieser Welt, aber nicht von dieser Welt?“ – Oder auch die Idee der geistlichen Armut: „Selig, die arm sind vor Gott“. Die innere Unabhängigkeit, die Distanz zu den Angeboten von Warenwelt und Spaßgesellschaft. – Da sind *wir* gemeint. Hat *unsere* Frömmigkeit noch solche Kraft? Was könnte da Fastenzeit heißen? – Umkehren? - Umdenken?

Fanatiker wollen wir nicht werden, sicher nicht, aber die Probleme der Welt schreien uns geradezu an. Wenn die Botschaft Jesu uns etwas wert ist, dann dürfen wir so nicht weiter machen wie bisher. Wir müssen auf andere Weise Christ sein, als wir es heute sind. Auf andere Weise Christ sein, - wenn wir es überhaupt sein wollen.

Der „ungerechte“ Verwalter - 52

In unseren Evangelien finden sich etwa 35 Gleichnis –Erzählungen. Einige davon sind uns recht sympathisch. Wir können sie fast auswendig. So etwa das Gleichnis vom barmherzigen Samariter oder das Gleichnis vom verlorenen Sohn. Andere Gleichnisse sind weniger sympathisch; einige sind regelrecht schwierig. Das sperrigste von allen aber ist unser heutiges Gleichnis, das Gleichnis vom ungerechten Verwalter.

Genauer gesagt, besteht unser heutiges Evangelium aus zwei Teilen: Im ersten Teil steht das Gleichnis; im zweiten Teil werden Sprüche über den „Mammon“ gesammelt und an das Gleichnis angehängt. „Mammon“ ist ein aramäisches Wort und bedeutet so viel wie „Geld“, „Besitz“, „Reichtum“, „Vermögen“.

Unser Gleichnis vom ungerechten Verwalter ist deswegen so ärgerlich, weil da ein Betrüger, als Vorbild hingestellt wird; und der Herr lobt ihn am Ende auch noch. Ein Ärgernis.

Die Prediger haben sich zwar immer Mühe gegeben, das Ärgernis abzuschwächen oder zu verharmlosen: Der Herr, der da lobt, sei ja gar nicht Jesus, sondern der reiche Mann aus dem Evangelium, der Gutsherr. Und gelobt werde der Betrüger ja nicht, weil er „gut“ gehandelt habe, sondern weil er „klug“ gehandelt habe. Das sind scharsinnige Überlegungen. Aber es hilft alles nichts, das Gleichnis bleibt ärgerlich.

Ich will deshalb versuchen, das Gleichnis mit Ihnen einmal ganz anders zu lesen. Das mag überraschend sein, und es geht auch nicht ganz glatt auf. Aber vielleicht trifft es die Sache doch besser. Wir horchen also einmal ganz neu in den Text hinein.

Wie wär’ es, wenn wir einmal dächten, dass Jesus selbst dieser Verwalter. Der reiche Mann ist Gott. Und Jesus tritt auf und erfüllt seine Aufgabe als Messias. Aber da werden die Pharisäer hellhörig und machen ihm Vorwürfe: „Du heilst am Sabbat Kranke1“ – Du gehst mit Zöllner und Sündern zum Essen!“ – „Ihr haltet die Fasttage nicht ein!“

Sie machen ihm also Vorwurf, er verschleudere Das Erbe Gottes, er verrate die Glaubenstradition, er löse das Gesetz des Mose auf. Dieser Vorwurf enthält eine tödliche Bedrohung.

Und vielleicht war Jesus tatsächlich zwischendurch unsicher geworden, ob er auf dem richtigen Weg sei. Vielleicht er hat tatsächlich überlegt, ob er nicht aussteigen solle aus seinem Messias – Beruf.

Aber er besann sich und blieb bei seiner Aufgabe: Er teilt aus vom Reichtum Gottes; er vergibt Schuld und Sünde; er zerreißt unsere Schuldscheine. Der Herr aber lobt ihn für sein Tun und nimmt ihn nach seinem Tod in die ewigen Wohnungen auf. Nur in den Augen seiner Gegner hatte es so ausgesehen, als sei er ein *ungerechter Verwalter*, In Wirklichkeit hat er den Willen Gottes erfüllt.

Das wäre natürlich eine andere Deutung unseres Evangeliums. Allerdings wären mit dieser Deutung auch nicht einfach alle Schwierigkeiten behoben. Wir gehen davon aus, das Jesus dieses Gleichnis in der Auseinandersetzung mit den Pharisäern um das Jahr 30 herum erzählte. Dann könnte es sein, dass der Evangelist Lukas um das Jahr 80 herum den ursprünglichen Sinn nicht mehr verstand. Der Lukas könnte also auch schon gemeint haben, das Gleichnis erzähle von einem Geld –Betrüger. Und deshalb hat er die Sprüche den „Mammon“ hier angehängt.

Wenn wir dann heute die Sprüche über den „Mammon“ lesen, dann meinen wir leicht. Das Gleichnis müsse auch in solchem Sinn verstanden werden

Wählen wir dagegen diese andere Deutung, des Gleichnisses, dann fallen die beiden Teile des Evangeliums auseinander: Im ersten teil ist dann die Rede von der Aufgabe des Messias, den Reichtum Gottes auszuteilen. Ihm zweiten Teil werden wir gewarnt vor den Gefahren von Geld und Besitz. Beide Gedanken passen recht gut ins Neue Testament. Beide Gedanken passen recht gut in unsere heutige Situation. Vielleicht lohnt es sich, einmal darüber nachzudenken.

Gott wird Mensch - 53

Im alten Griechenland dachte man sich den Berg Olymp als Sitz der Götter. Der Göttervater Zeus wohnte dort mit den Seinen uns tafelte mit ihnen. Von Zeit zu Zeit aber stieg Zeus in menschlicher Gestalt vom Olymp herab und machte Besuche bei den Menschen. Er ließ sich mit den Frauen der Menschen ein und zeugte Söhne und Tochter, Halbgötter oder Heroen.
Wenn irgend jemand unser heutiges Evangelium so verstehen wollte wie jene alten Göttergeschichten, dann hätte er am Christentum gründlich vorbei gehört. Das wäre ein Rückfall in den Mythos, ein Rückfall ins Heidentum.

Die Älteren unter uns erinnern sich, dass der Text des Liedes „Tauet, Himmel, den Gerechten“ früher teilweise anders lautete. In der zweiten Strophe hieß es da: „Gott, der Vater, ließ sich rühren, dass er uns zu retten sann; um den Ratschluss auszuführen, bot der Sohn sich selber an“. Dieser Text ist, heute geändert; und ich wünsche mir, alle wären sich darüber im klaren, weshalb ein solcher Text geändert werden musste.

Auch die Frage: „Wie viele Götter verehren wir Christen eigentlich?“ geht als Frage schon am Christentum vorbei. Und doch tut sich mancher schwer, seinen christlichen Glauben nicht in einem „Dreigötterglauben“ abrutschen zu lassen. Wir beten zwar immer wieder: „Ich glaube an den einen Gott,“ und manche kennen auch noch die alte Formel von dem „einen Gott in drei Personen“, - dennoch verliert sich das Ganze für viele Christen im Unverständlichen oder im Peinlichen.

Auf der anderen Seite aber darf man ja fragen: Wenn wir alle uns als „Kinder Gottes“ verstehen und das eigentlich auch recht gut begreifen, ist es dann so total undenkbar, Jesus als „Sohn Gottes“ zu verstehen?

Ich will versuchen, dies in fünf keinen Schritten darzulegen:

1) Natürlich glauben wir an den einen Gott: an ein heiliges und göttliches Du, das in geheimnishafter Unendlichkeit leb und doch unser ganzes Leben trägt und durchwaltet; an ihn, in dem wir Leben, uns bewegen und sind
2) Diese eine Göttliche ist von überfließender Fülle.

Es verströmt sich und verschenkt sich an die Geschöpfe. Und dieses sich verschenkende Göttliche bezeichnen wir als Gottes Geist, als „Heiligen Geist“. Heiliger Geist also als das Göttliche, so wie es sich uns Menschen mitteilt.

3) Wir Menschen und sind nach dem Bild Gottes geschaffen und tragen göttliches Leben als Heiligen Geist in uns. Wir werden deshalb zu recht „Kinder Gottes“ genannt. Wir alle tragen Göttliches in uns.

4) An dieser Stelle kommt aber auch unsere ganze menschliche Erbärmlichkeit zum Vorschein: Das Kostbarste, das wir besitzen, - das Göttliche in uns – kann sich immer nur in Kümmerform entfalten, weil wir sündige Menschen sind.

5) Nur in einem einzigen Fall ist das geschehen, was der Mensch tatsächlich sein kann: Das Göttliche im Menschen kommt voll zur Entfaltung – in Jesus von Nazareth. Da ist ein Mensch, in dem das Göttliche nicht durch die Sünde behindert ist, sondern in seiner ganzen Fülle anwesend und lebendig. Auf diese Weise kann er ganz göttlich und ganz menschlich sein.

Nach diesen fünf Schritten wird vielleicht auch unser heutiges Evangelium eher verständlich: Das Göttliche selbst verströmt sich als Heiliger Geist, und deshalb wird das Kind, das da geboren wird, „Immanuel“ genannt, das heißt übersetzt: „Gott ist mit uns.“ Oder hier im Lukasevangelium, wo der Engel zu Maria sagt: „Heiliger Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Allerhöchsten wir dich überschattet; und darum wird das Kind, das da geboren wird heilig sein und Sohn Gottes genannt werden.“ – Oder im Kolosserbrief: „In Ihm wohnt die ganze Fülle des Göttlichen wesenhaft.“ (2, 9). – Von mehreren Göttern ist da nirgendwo die Rede.

So weit der Gedankengang. Vermutlich ein wenig trocken und schwierig. Und sicher ist damit nicht alles gesagt, was hier zu sagen wäre. Aber vielleicht kann dieser Gedankengang behilflich sein, ein verbreitetes Unbehagen am eigenen Glauben zu überwinden, - behilflich, das Frohe an dieser Botschaft desto stärker wahrzunehmen, Wir heißen Kinder Gottes und sind es auch, weil wir Göttliches

in uns tragen und weil Jesus unser Bruder ist. Doch weil im ihm das Göttliche ganz entfaltet ist, gewinnen wir eine Hoffnung: In Verbindung mit ihm dürfen wir hoffen, ebenfalls ganz zur Entfaltung zu kommen; dürfen wir hoffen, ganz Mensch zu werden.

Seht das Lamm Gottes! - 54

Jesus kommt zu Johannes an den Jordan. Als Johannes ihn kommen sieht, ruft er ihm nicht etwa zu: „Hallo, Jesus, wie geht's?" sondern er sagt etwas anders. Er weist auf Jesus hin und sagt zu den Leuten: „Seht das Lamm Gottes, das hinweg nimmt die Sünden der Welt." Ein merkwürdiger Satz „Seht das Lamm Gottes, das hinweg nimmt die Sünden der Welt."

Bei uns könnte das kaum einer verstehen. Der Satz ist uns aus dem Wortlaut nach zwar geläufig, dem Inhalt nach eher fremdartig. Aber die Leute damals, die konnten das verstehen. Sie haben wohl nicht alle dasselbe darunter verstanden; aber sie konnten mit dem Satz etwas anfangen.

Die einen dachten vielleicht sofort an das Osterlamm, - das Lamm, das jedes Jahr zu Ostern geschlachtet wurde zur Erinnerung an den Auszug aus Ägypten; und das Blut des Lammes wurde an die Türpfosten gestrichen, um den Todesengel fern zu halten. Das Osterlamm – aber warum sagt Johannes das von Jesus?

Andere dachten vielleicht an de „Sündenbock"; Das war auch ein Schaft. Einmal im Jahr, am großen Versöhnungstag, da holte man einen Schafsbock herbei. Der Hohepriester legte dem Tier beide Hände auf den Kopf und lud damit alle Sünden der Menschen und alles Böse in der Stadt dem Tier auf. Dann nahmen sie den Bock, führten ihn zum Stadttor und trieben ihn hinaus in die Steppe. Der Sündenbock sollte alle Sünden der Leute forttragen. – Aber warum sagt Johannes das von Jesus?

Wieder andere dachten bei dem Satz des Johannes an eine bekannte Stelle beim Propheten Jesaja. Da ist die Rede vom Gottesknecht, der wie ein Lamm

zur Schlachtbank geführt wird; und von dem heißt es: „der Herr lud ihm auf die Schuld von uns allen.“ – Das ist ganz ähnlich wie das, was Johannes von Jesus sagt. Aber warum sagt er es?

Die Juden damals konnten also alle mit dem Satz des Johannes etwas anfangen. Aber dass er seinen Satz sagte im Hinblick auf Jesus, das blieb auch für sie unverständlich.

Anders die frühen Christen. Die lebten ja noch alle in der jüdischen Tradition; die kannten den Brauch mit dem Osterlamm und die Sache mit dem Sündenbock; die wussten, was da bei Jesaja über den Gottesknecht steht. Und die waren es seit der Kreuzigung gewohnt, das alles auf Jesus von Nazareth zu beziehen.

Jesus selbst ist der Gottesknecht, von Gott erwählt und vom Heiligen Geist erfüllt. „Der Herr lud ihm auf die Schuld von uns allen,“ – „er wurde durchbohrt wegen unserer Missetaten“ – „wie ein Lamm wurde er zur Schlachtbank geführt“ – „er trug die Sünden der Vielen und trat für die Schuldigen ein.“

Für die frühen Christen war es deshalb verständlich, wenn von Jesus gesagt wurde: „Seht das Lamm Gottes, das hinweg nimmt die Sünde der Welt!“ Dieser Satz drückt das Kernstück christlicher Botschaft aus. Und der Evangelist Johannes formuliert diesen Satz und legt ihn dem Täufer Johannes in den Mund. So kommt es, dass der Vorläufer Johannes auf Jesus hinweist mit einem christlichen Glaubensbekenntnis.

Wenn wir uns deshalb hier zur heiligen Messe versammeln, um zu feiern, was Gott für uns in Jesus Christus tut, dann greifen wir zu Recht auf dieses Glaubenbekenntnis des Johannes zurück, und zwar an zwei Stellen.

In dem einen Fall machen wir daraus ein Gebet um Erbarmen: „Lamm Gottes, du nimmst hinweg die Sünde der Welt. – erbarme dich unser!“ Wir alle sind vor Gott Sünder. Aber der Herr lädt unsere Schuld dem Lamm auf die Schultern, und das Lamm geht in den Tod für uns. Dies bewirkt unseren Frieden mit Gott. Deshalb beten wir: „Gib

uns deinen Frieden!“

In dem andern Fall – direkt vor der heiligen Kommunion - bleibt das Glaubensbekenntnis des Johannes als Bekenntnis stehen; „Seht das Lamm Gottes, das hinweg nimmt die Sünde der Welt!“ – Unsere Antwort darauf ist dem Satz des Hauptmanns von Kapharnaum nachgebildet: „Herr, ich bin nicht würdig, das du eingehst unter mein Dach; aber sprich nur ein Wort, so wird mein Knecht gesund“ *(Mt 8,8).* Nein, wir können wirklich nichts dazu, dass Gott sich unsere annimmt, und dass das Lamm unsere Sünden auf sich lädt. Weil er uns ruft und weil er sein Wort an uns richtet, darum trauen wir uns, an seinem Mahl teilzunehmen zur Gesundung unserer Seele.

Vielleicht wird die Sache damit deutlich: Wenn hier Evangelium vorgetragen wird, wenn wir hier innerhalb unserer Kommunionfeier vom „Lamm Gottes“ hören, dann sind wir nicht einfach Zuhörer oder Zuschauer, sondern: Wir sind Mitwirkende. Wir lassen uns als Sünder hinein nehmen in das heilsgeschichtliche Drama, in dem Gott die Welt und die Menschen mit sich versöhnt. Je wacher wir uns da beteiligen, desto stärker werden wir es empfinden: die Gesundung unserer Seele und die Versöhnung mit Gott

Josef und die eine Taube -55

Im Dom zu Hildesheim befindet sich heute die 1000 Jahre alte „Bernwardstür“, - zwei Türflügel aus Bronze aus der Zeit von Bischof Bernward. Die Tür ist in 16 Felder eingeteilt. Eines davon trägt als Relief eine Abbildung der Darstellung Jesu im Tempel: Links der Tempel, in der Mitte der greise Simeon, dem Maria den Jesusknaben übergibt, und ganz rechts Josef, der eine Taube in den Händen hält und ziemlich ratlos auf das Tier blickt.

Nun haben wir gerade das Evangelium dazu gehört. Die Eltern Jesu sind im Tempel zu Jerusalem und wollen das vorgeschriebene Opfer darbringen: „Ein

Paar Turteltauben oder zwei junge Tauben.“ –

Warum aber hat Josef dann nur *eine* Taube in den Händen? Er versteht es nicht. Wir verstehen es auch nicht.

Maria aber scheint es zu verstehen. Sie tut, was ihre Aufgabe ist und lässt den armen Josef in seiner Ratlosigkeit hinten stehen.

Was hat der Bildhauer sich dabei gedacht? – War es bloß eine künstlerische Laune? Wie konnte er den biblischen Text einfach verdrehen? – Nun, der Bildhauer, der Schöpfer der Tür, war wohl ein frommer Mann. Er hat zwei verschiedene biblische Aussagen theologisch zusammengefügt.

Er hatte in der Bibel nachgeblättert, im Buch Levitikus *(12, 6-8),* und dort gelesen: *Arme* Leute sollten zwei Tauben als Opfer darbringen, - *wohlhabende* Leute dagegen *ein Lamm* und *eine Taube.*

Weil Maria aber nun ahnte, dass dieses Kind das Lamm Gottes war, das Lamm, das zur Schlachtbank geführt werden sollte für die andern, darum brachte sie Jesus als *Lamm* zum Tempel und drückte dem Josef die eine Taube in die Hand.

Maria hatte demnach die Heilsbedeutung dieses Kindes bereits geahnt und entsprechend gehandelt. Josef verstand das nicht. Aber der greise Simeon, der verstand es. Auch er ahnte die Heilsbedeutung dieses Kindes. Der Geist Gottes hatte es ihm

geoffenbart. Und so konnte er sprechen von dem „Heil, das allen Völkern bereitet ist.“ „Ein Licht zur Erleuchtung der Heiden und Herrlichkeit für das Volk Israel.“ Dieses Kind bringt Segen und Heil für alle Menschen.

Das war der Glaube der Mutter Maria; das war die Seligkeit des alten Simeon. Es ist Frohbotschaft für uns – bis zum heutigen Tag. *Unsere* Aufgabe ist es, das in unserem Leben sichtbar zu machen und weiter zu geben die andern.

Die Fußwaschung - 56

In einer Zeit wie der unseren, in der uns täglich neue Bilder des Grauens, Bilder von Leiden und Sterben begegnet, in einer solchen Zeit fällt es schwer, das Besondere am Leiden und Sterben Jesu zu erkennen, Auch andere sind gekreuzigt worden; auch andere sind gefoltert worden; und bei vielen dauerte es länger als einen Tag.

Das Besondere am Leiden Jesu liegt einmal in der Besonderheit seiner Person und zum anderen, in der Besonderheit seiner Zielsetzung, in der Besonderheit seiner Motivation, in seiner Hingabe an Gott den Vater aus Liebe zu uns.

Diese Hingabe an Gott den Vater – aus Liebe zu uns, also das, was am Karfreitag geschehen ist, wird im Abendmahl Jesu vorweggenommen.

Das Abendmahl Jesu ist deshalb nicht einfach ein wehmütiges gemeinsames Abendessen unter Freunden, wo man im Angesicht des Todes voneinander Abschied nimmt. Das wäre an sich dramatisch genug.

Nein! Beim Abendmahl geschieht bereits innerlich das, was am Karfreitag äußerlich passiert: die Hingabe an Gott den Vater – aus Liebe zu uns. Und deshalb heißt es da: „Das ist mein Leib, der für euch hingeben wird.“ – „Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird.“

Abendmahl feiern heißt deshalb immer auch „Gemeinschaft feiern“: Gemeinschaft mit Jesus in der Hingabe an Gott den Vater – und Gemeinschaft mit den andern, für die Jesus aus

Liebe gestorben ist

Nun wird vom Abendmahl Jesu erzählt in den Evangelien von Matthäus, Markus und Lukas. Im Johannes-Evangelium dagegen fehlt die Erzählung vom Abendmahl. Das ist kein Versehen, sondern Absicht. Die *andern* hatten es ja schon geschrieben. Johannes lässt also den Abschnitt vom Abendmahl weg und erzählt uns stattdessen von der Fußwaschung.

Diese Erzählung von der Fußwaschung ist aber nicht einfach *eine* schöne Geschichte mehr, sondern sie steht in der Mitte zwischen Abendmahl und Kreuzestod. Sie ist gewissermaßen eine Auslegung von Abendmahl und Kreuzestod gleichzeitig.

Das wird schon in der Einleitung deutlich: „Jesus wusste, dass seine Stunde gekommen war, um aus dieser Welt zum Vater hinüberzugehen. Und da er die Seinen liebte, die in der Welt waren, liebte er sie bis zur Vollendung.“ Das ist die Überschrift. Da wird der Inhalt des Ganzen bereits beim Namen genannt.

Und das wird dann in einer Zeichenhandlung sichtbar gemacht: Jesus wäscht seinen Jüngern die Füße. Die Jünger aber haben nichts begriffen. Petrus spricht da für alle andern. Da sagt Jesus zu ihm. „Was ich tue, verstehst du jetzt noch nicht; aber du wirst es später verstehen“. Und Petrus Reagiert, wie es so seine Art ist – ganz impulsiv; „Niemals sollst du mir die Füße waschen!“ – Da wird Jesus deutlicher; „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.“

Ich denke, man kann es heraushören: Da geht es nicht um schmutzige Füße. Da geht es auch nicht um einen niedrigen Dienst an einem hohen Herrn. Da geht es um Abwaschung der Sünden, um Vergebung unserer Schuld, um die neue Gemeinschaft mit Jesus Christus. –„Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.“ –Da wird das Ereignis des Karfreitags vorweggenommen. Das ist die wesentliche Aussage der Erzählung von der Fußwaschung: „Wenn ich dich nicht wasche, hast du keine Gemeinschaft mit mir.“

Aber dann kommt noch zweiter Teil, wo die

Fußwaschung noch einmal anders gedeutet wird; wahrscheinlich ist dieser zweite Teil erst später hinzugefügt worden.

Das sagt Jesus: „Wenn nun ich, der Meister und Herr, euch die Füße gewaschen habe, dann müsst auch ihr einander die Füße waschen. Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit ihr so handelt, wie ich an euch gehandelt habe. „Unsere neue Gemeinschaft mit Gott und Jesus Christus verpflichtet uns zur Gemeinschaft mit den andern. Das Waschen der Füße steht da nur als Beispiel.

Wer etwa zu Hause ständig einen Kranken zu pflegen hat, der weiß davon. Wer gut ist zu seinen Kinder, auch wenn sie schwierig sind – der weiß davon. Wer nicht dauernd „Ich – ich“ sagt, sondern tapfer daran festhält, „Du und wir“ zu sagen, der weiß davon.

Das geschieht in der Nachfolge dessen, der uns gesagt hat: „Eine größere Liebe hat niemand, als wird sein Leben hingibt für seine Freunde.“ – Er hat es vorgemacht. Wir sind aufgerufen, ihm zu folgen.

Wer an ihn glaubt, wird nicht gerichtet – 57

Unser heutiges Evangelium gehört zu den großartigsten Texten der ganzen Bibel, zu den großartigsten Texten der ganzen Weltliteratur. Und: Es enthält das Kernstück der christlichen Botschaft.

Dazu muss man wissen, dass es damals verschiedene Formen von Frömmigkeit gaben. (Das ist ja auch heute so.) Eine davon war die Apokalyptik. – Diese Art Frömmigkeit war auch Jesus, den Aposteln und den biblischen Schreibern geläufig. Die Gedanken vom Weltuntergang spielen darin eine wichtige Rolle, - von Jesus als dem Weltenrichter und vom großen Weltgericht über Lebende und Tote, wo die einen gerettet und die andern verdammt werden.

Unsere Maler haben sich gern mit dieser Bilderwelt des Jüngsten Gericht befasst, und mancher Prediger hat in früheren Jahrzehnten mit Leidenschaft seinen Zuhörern „die Hölle heiß

gemacht“. Noch mancher heutige Christ hat seinen Glauben früher kennen gelernt unter der Angst vor solchen apokalyptischen Drohungen.

Diese apokalyptische Einseitigkeit des Christentums ist uralt und wächst auch immer wieder nach. Die gibt es heute bei vielen Sekten, die gab es früher verbreitet in der katholischen Kirche, die gab es schon in der Urkirche um das Jahr 100 herum.

Gegen diese Verzerrung des Christentums wendet sich unser heutiges Evangelium. Der Evangelist Johannes fühlte sich geradezu gedrängt, den Apokalyptikern die Meinung zu sagen. Deshalb ruft er ihnen zu: „Wer glaubt, wird überhaupt nicht gerichtet“ – Dann sagt er uns auch den Grund dafür: „So sehr hat die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ – Schließlich fasst er es zusammen mit dem Satz: „Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde.“

Das sind großartige Sätze. Die sollte man öfter lesen, öfter hören. Abschreiben sollte man sie und an die Wand hängen, um sie immer vor Augen zu haben.

Natürlich sind wir vor Gott allesamt nur erbärmliche Gestalten, - Sünder, Aber wir dürfen uns auf die Güte Gottes verlassen. „Denn so sehr hat Gott die Welt geliebt, das er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“ Die apokalyptische Frömmigkeit wird da eine andere Frömmigkeit gegenübergestellt.

Nun hat auch heute mancher Christ eine Neigung zu jener apokalyptischen Frömmigkeit. Das andere Modell hält er dann für gefährlich: Wenn die Drohung von Gericht und Strafe entfalle, dann würden die Leute unmoralisch. Dann könne man sich ja gehen lassen; dann sei ja alles erlaubt; dann werde man „Libertinist“. – Ich traue mich nicht zu sagen, das sei falsch. Ich halte es für wahrscheinlich, dass es so etwas gibt: Menschen,

die sich nur deshalb um eine ordentliche Lebensweise bemühen, weil sie die Strafe Gottes Fürchten. (Es gibt ja auch Leute, die nur deshalb die Straßenverkehrsordnung einhalten, weil sie ein Bußgeld oder die Flensburger Datei fürchten.) Vermutlich hat das etwas zu tun mit der Persönlichkeitsstruktur. Ein Teil der Leute reagiert so. Eben deshalb wächst die Apokalyptik immer wieder nah.

Aber es gibt auch Menschen, die anders geschnitzt sind, - Leute mit einer anderen Persönlichkeitsstruktur. Die fühlen sich von der apokalyptischen Frömmigkeit eher abgestoßen. So eine Lebensweise mit Gerichtsdrohung und Strafangst lässt das Gute in Menschen gar nicht erst zur Entfaltung kommen. Umgekehrt wird ein Schub daraus: Wenn Gott es ist, der uns entschuldet und begnadet, dann brauchen wir keine Angst zu haben. Wir können das Gute in uns aufblühen lassen. Wir gestalten unser Leben – so gut es geht – im Bewusstsein der Nähe Gottes. Auch unsere moralischen Anstrengungen haben da ihre Wurzeln. Sie beziehen ihre Vitalität aus dem Glauben an die umfassende Güte Gottes, Lebensfreude, Glaubensfreude und Verantwortungsbewusstsein sind die Wachstumshormone solcher Frömmigkeit. – Das etwa wäre das andere Modell.

Damit stehen wir dann wider mitten in unserem heutigen Evangelium. Erfüllt von dieser anderen Frömmigkeit kann der Evangelist Johannes uns schreiben: „So sehr hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen einzigen Sohn hingab, damit jeder, der an ihn glaubt, nicht verloren gehe, sondern das ewige Leben habe.“

Sprachspiele - 58

Die SPIEGEL -Leser unter uns kennen die eigentümliche Art, in der man dort oft mit Religion Glaube und Kirche umgeht. Auf den ersten Blick wirkt das kenntnisreich und spritzig – wie auch sonst im SPIEGEL. Als gläubiger Christ aber fragt man sich am Ende: „Sind wir eigentlich alle deppert? Ist das alles nur dummes Zeug, was uns im Glauben bewegt?“ – Was macht der SPIEGEL

da mit den Inhalten des Glaubens? – Vermutlich lohnt es sich, einmal genauer hinzuschauen.

Zunächst – das sei vorausgeschickt – gibt es in Religion und Kirche natürlich auch manches Kuriose, manches Abwegige und Törichte. Redakteure machen sich das gern zu nutze; das ist ihr Geschäft. Der eigentliche Knackpunkt aber liegt woanders. Er liegt in der totalen Andersartigkeit Gottes.

„Wenn du es begriffen hast, " sagt der heilige Augustinus, „wenn du es begriffen hast, dann war es Gott sicher nicht. Denn was müsste das für ein armseliger Gott sein, wenn unser bisschen Verstand ihn einfangen könnte" - Die frommen Beter wussten das immer schon. Es ist eine alte Menschheitstradition, vor dem Heiligen zu verstummen, - zu schweigen und in Anbetung zu versinken. Die Begegnung mit dem Göttlichen erfolgt nicht durch Wissenschaft, Logik oder Sprache, sonder durch Ahnen, Empfinden und ganzheitliches Erleben.

Nur weil wir Menschen so sehr auf Sprache angewiesen sind, machen wir dann doch wieder Sätze. Wir reden über Dinge, über die man eigentlich nicht sprechen kann. – Aber: Wenn man eigentlich nicht sprechen kann, vielleicht kann man dann „uneigentlich sprechen". Das hört sich vielleicht kurios an. Der Fachausdruck für solch uneigentliche Rede ist „Metaphorik". Wir reden von Gott in Bildern und Gleichnissen, wir verwenden Worte in übertragener Bedeutung, als „Metaphern". Auf diese Weise hat sich in Religion und Glaube ein eigenes Sprachspiel entwickelt. Wer sich innerhalb dieses Sprachspiels zu bewegen versteht, kann mit den Sätzen des Glaubens etwas anfangen.

Wenn das so ist, dann ist es natürlich keine Kunst, die Sätze des Glaubens auch falsch zu verstehen – aus Dummheit oder aus Raffinesse. Genau das ist der Trick, den manche SPIGEL – Schreiber verwenden, um den Glauben lächerlich zu machen.

Erfunden hat diesen Trick allerdings nicht der SPIEGEL, sonder der Evangelist Johannes –

natürlich mit anderer Absicht. Jesus trägt da in bildhafter Sprache einen Gedanken vor, und der Zuhörer versteht das prompt im wörtlichen Sinn. Weil das aber dummes Zeug ergibt, hat Jesus Gelegenheit, seine Botschaft desto klarer herauszustellen. – Das gezielte Missverständnis soll helfen, den matephorischen Charakter der Botschaft zu verdeutlichen.

Da sagt etwa Jesus zu Nikodemus: „Wer nicht wiedergeboren wird aus dem Wasser und dem heiligen Geist, kann nicht in das Reich Gottes eingehen." Aber Nikodemus hat die Metaphorik nicht verstanden und fragt: „Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er schon alt ist?" – Da haben Sie das Missverständnis. So hat Jesus Gelegenheit, den geistlichen Charakter dieses Neuen Lebens zu verdeutlichen.

Oder die Samariterin am Jakobsbrunnen: Jesus erzählt davon, dass er den Leuten „lebendiges Wasser" geben will; und die Frau erwidert: „Herr, du hast doch keiner Eimer, und der Brunnen ist tief. Woher willst du das lebendige Wasser haben?"

- Ein gezieltes Missverständnis.

Oder wo Jesus von seinem Tod und von seiner Auferstehung spricht: „Reißt diesen Tempel ein, und in drei Tagen werde ich ihn wieder aufbauen." Da geben sie ihm zur Antwort: „46 Jahre hat man an diesem Tempel gebaut, und du willst ihn in drei Tagen wieder aufrichten?"

Das sind solche Beispiele für gezielte Missverständnisse. Der Evangelist Johannes setzt sie ein als sprachliches Mittel, um uns das symbolische Verständnis seiner Botschaft zu erleichtern. Eine interessante Methode.

Den SPIEGEL – Redakteuren braucht man das nicht zu erklären. Die verstehen ihren Job und kennen den Trick, den sie anwenden. Für uns aber ist es notwendig, gut hinzuhören, wenn über Unsagbares gesprochen wird. Nur dann können wir erahnen, worum es geht. Denn: „Was kein Auge geschaut und kein Ohr gehört hat, was keinem Menschen je in den Sinn gekommen ist, - das hält Gott denen bereit, die ihn lieben."

Dämonen - 59

Es ist kaum zu glauben, - Der Westdeutsche Rundfunk erzählte neulich Geschichten aus Bayer; die Westdeutsche Allgemeine schrieb diese Woche vom Erzbistum Paderborn. Da werden von Amts wegen Teufelsaustreibungen praktiziert; da redet man von Exorzisten, von Geistern und Dämonen. – Aus den Illustrierten kannten wir das ja schon. Da ist öfter die Rede von Esoterik, Parapsychologie und Okkultismus, von Spiritismus und Exotik. Aber muss das auch Thema der katholischen Kirche sein? – Geister und Dämonen?

Was sind das also für sonderbare Wesen – die Dämonen? – Um das verstehen zu können, muss man weit zurückschauen: in die Welt des alten Orients, in die Welt der griechisch-römischen Antike, in die Welt des damaligen Judentums und dann eben auch des frühen Christentums.

Die Leute damals waren aufmerksame Beobachter. Wenn etwa ein Wüstling sich wie ein Wüstling verhielt, empfanden sie das als schlimm, aber nicht als ungewöhnlich. Wenn dagegen ein braver, umgänglicher Mann plötzlich dem Jähzorn verfiel und zum Wüstling wurde, dann erschraken sie und sagten: „Das hat er nicht von sich selbst; ein böser Geist muss ihn befallen haben und ihn wild gemacht haben, - ein Dämon.

Oder wenn ein kranker Mensch krank war, dann sagte man: „Er ist krank.“ Das war nichts Ungewöhnliches. Aber wenn ein Mensch, der sonst ganz gesund aussah, plötzlich die Augen verdrehte und zu wanken begann, wenn er hinfiel und mit Schaum vor dem Mund auf dem Boden herum strampelte, dann erschrak man und sagte: „Das hat er nicht von sich selbst; ein böser Geist hat ihn befallen und quält ihn, - ein Dämon.“

Ich denke, man kann es heraus hören: Gewöhnliches Leiden hat man als gewöhnlich hingenommen und gewöhnlich zu erklären versucht. Aber das Überraschende, das Unverständliche, *konnte* man nicht erklären. Dafür dachte man sich die Dämonen als Ursache. – Dämonen waren demnach ein *Erklärungsmuster* für das, was man nicht verstehen konnte.

In dieser alten Welt, wo man so dachte, lebte auch Jesus. Im damaligen Judentum war sehr viel von Dämonen die Rede. Sie sprachen von einem „Reich der Dämonen“. Und als Anführer der Dämonen dachte man sich den Satan, jenen abgefallenen Engel, dem es Spaß macht, die Menschen zu quälen und zu verderben. – In dieser Welt also lebte auch Jesus.

Wenn nun immer wieder erzählt wird, wie Jesus den Dämonen begegnete, wie die Dämonen vor ihm Angst hatten und wie er die Dämonen austrieb, dann hat das natürlich etwas mit diesem alten Erklärungsmuster zu tun. Aber Jesus selbst gibt uns eine Hilfe zum Verständnis. Im Matthäus – Evangelium sagt er:“ Wenn ich durch den Geist Gottes die Dämonen austreibe, dann ist das Reich Gottes zu euch gekommen“ *(12, 28) (Wdh)* – Das heißt: Jesus predigt nicht über Dämonen, sondern über Gott.- Das heißt: Die Kraft Gottes ist stärker als alles Kranke und Böse in der Welt. – Und das heißt: Mit Jesus beginnt das Reich Gottes, eine Welt der Güte und der Gerechtigkeit, wo die Menschen nicht mehr gequält, sondern von aller Qual befreit werden. – So oder so ähnlich verhält sich die Sache bei Jesus. So oder ähnlich erzählen es uns die Evangelisten.

Wir nun , - hier – im Jahr 2003 in Bochum, - was Machen wir mit den Dämonen und den biblischen Erzählungen? – Ist das alles nur dummes Zeug? – Ist das alles abgeschafft? Dazu fünf kurze Hinweise.

1. Die Sachverhalte gibt es auch heute noch: Menschen, die in unbegreiflicher Weise plötzlich krank sind, und scheinbar normale Menschen, die in unbegreiflicher Weise plötzlich bösartig werden. Das gibt es auch heute.

2. Das alte Erklärungsmuster benutzen wir heute nicht mehr: böse Geister, Dämonen, Kobolde, Gnomen, Wichte und wie sie alle heißen. Wir können sie weder zum Erklären verwenden noch zum Heilen. Das alte Erklärungsmuster ist für uns keine Hilfe mehr, - auch wenn wir zugeben müssen, dass neue Erklärungsmuster oft nicht zur Verfügung stehen – oder auch nicht besser sind.

3. Krankheiten sind für uns Krankheiten. Egal,

ob wir die Ursachen kennen oder nicht, - egal, ob wir sie mit verschuldet haben oder nicht. –egal, ob wie sie heilen können oder nicht. Krankheiten sind Krankheiten. Dazu brauchen wir keine Dämonen.

4. Wir haben im Lauf der Geschichte lernen müssen, dass gute Menschen nicht einfach gut sind und dass böse Menschen nicht einfach böse sind. Wir haben lernen müssen, dass alle Menschen gemischt und verflochten sind. Wir haben lernen müssen, das jeder Mensch die traurige Fähigkeit besitzt, Unmensch zu werden. – Wir brauchen deshalb nicht Angst zu haben vor Dämonen, aber wir sollten uns Sorgen machen wegen der eigenen Bosheit:

die eigene Rachsucht und Rechthaberei
die eigene Unerbittlichkeit und Habsucht
die Versuchung, andere zu verteufeln und zu dämonisieren
der eigene Stumpfsinn und die geistliche Blindheit.

Das ist der Bereich, der uns persönlich angeht und Wo man früher von Dämonen gesprochen hat.

5. Sorgen machen aber sollten wir uns auch wegen der *unpersönlichen* Bosheit, wegen anonymer Trends und wegen des so genannten „gesunden Volksempfindens“, - Ich denke da etwa an Hexenwahn und Antisemitismus, an Fernsehsendungen, die mit Gräueltaten die Leute zu unterhalten versuchen, oder an das Verhalten von Zuschauern bei Brandanschlägen auf Asylantenheime.

Sorgen machen sollten wir uns wegen ungerechter Gesellschaftsstrukturen, in die der einzelne eingebunden ist, ohne es recht zu bemerken. Ich denke da etwa an ehemalige Nazis mit ihrer Unschuldsbeteuerung oder an der Hunger in der Dritten Welt und *unserer* Unschuldsbeteuerung. Ich denke an die heutigen Rüstungsexporte, von denen wir alle irgendwie profitieren, - Sorgen also wegen anonymer Mächte und Gewalten, aber nicht von den Menschen unter Kontrolle gehalten werden. Das ist der allgemeine Bereich, wo man früher von Dämonen gesprochen hat

So weit vielleicht die wichtigste Gesichtspunkte, die uns hier beim Thema „Dämonen“ weiterhelfen können. Es gehört deshalb zur christlichen Weisheit, um die Schwäche des Menschen zu wissen. Dafür gibt es das alte Wort **„Erbsünde**“.

Es gehört zur christlichen Weisheit, sich geduldig der Leiden anzunehmen.
Dafür gibt es das alte Wort **„Barmherzigkeit“**.
Und es gehört zur christlichen Weisheit,
zu Vertrauen auf die Güte Gottes.
Dafür gibt es das alte Wort **„Gnade“**

„Für uns“ - 60

Der Kirchenvater Augustinus erzählt in seiner Biographie in den „Confessiones“ – wie mal einer zu ihm kam mit folgender Frage: „Womit hat Gott sich eigentlich beschäftig, bevor er die Welt erschaffen hatte? - Und Augustinus gab ihm halb scherzhaft zur Antwort: „ Er hat damals eine Hölle geschaffen für Leute, die so etwas fragen.“

Nun gibt es die Versuchung, solche Fragen zu stellen, bis zum heutigen Tag. Genauso wie ein wissbegieriger Mensch erfahren möchte, wie es auf dem Meeresgrund aussieht oder auf der Rückseite des Mondes, genauso stellen wir Fragen nach der Langeweile Gottes vor Erschaffung der Welt, nach der Verpflegung der Engel oder nach der „Geographie“ des Jenseits. Aber genau das wäre ein Missverständnis. Die Botschaft von Gott und Jesus Christus ist nicht ein Sammelsurium von interessanten Informationen. Die Botschaft von Gott und Jesus Christus bezieht sich auf das und nur auf das, „was uns zum Heile dient.“ Alles andere, was noch interessant wäre, wird demgegenüber unwichtig und abwegig. Ganz abgesehen davon, dass man nicht so nach Gott fragen kann, wie man nach der Rückseite des Mondes fragt, Es geht also um das, „was uns zum Heile dient.“

Diesen Gedanken hielten die Verfasser des Großen Glaubensbekenntnisses für so wichtig, dass sie ihn gleich mehrfach ins Glaubenbekenntnis hineinarbeiteten. Wir beten meist das Apostolische Glaubensbekenntnis. Da gibt es diesen Gedanken nicht. Gemeint ist hier das Große Glaubensbekenntnis des Konzils von Nizäa, das Credo der heiligen Messe.

Dort heißt es: *„Für uns Menschen und zu unserem Heil* ist er vom Himmel gekommen, hat Fleisch

angenommen ..und ist Mensch geworden. Er wurde *für uns* gekreuzigt unter Pontius Pilatus,… ist am dritten Tage auferstanden nach der Schrift und aufgefahren in den Himmel.“ Alles *für uns.*

Es geht also nicht um interessante Informationen oder um erbauliche Geschichten, aus denen man Filme drehen oder Passionsspiele machen kann. Es geht um Ereignisse, die jeden von uns unmittelbar angehen: „Für uns Menschen und zu unserem Heil“ ist das alles passiert.

Nun hat der Ausdruck „für uns“ eine doppelte Bedeutung: Ich habe mir heute *für Sie* eine Predigt ausgedacht, zu Ihrem Glaubensverständnis, zu ihrer Erbauung. Aber *für Sie* zu Mittag essen, das kann ich nicht. Der Ausdruck „für Sie“ meint also einmal „zu Ihren Gunsten“ und er meint ein anderes Mal „an Ihrer Stelle?“

Was heißt das also, wenn im Glaubensbekenntnis steht, „ für uns“ sei er Mensch geworden, „für uns“ sei er gekreuzigt worden, „für uns“ sei er auferstanden? Heißt das „zu unseren Gunsten“ oder „an unserer Stelle“?

Mehrere Texte des Neuen Testamentes sprechen davon, dass Jesus etwas „zu unseren Gunsten“ tut. So etwa wenn es heißt, dass der Auferstandene „für uns“ beim Vater eintritt. Den Gedanke gibt es also

Die eigentliche Provokation aber besteht darin, dass im Neuen Testament vor allem das andere gedacht wird: Weil wir Unmenschen sind, ist er „an unserer Stelle“ Mensch geworden; weil wir als Sünder den Vernichtungs-Tod verdient haben, ist er „an unserer Stelle“ gestorben; und weil wir uns / von uns aus / nicht aus dem Tod befreien können, ist er „an unserer Stelle“ auferstanden. „Für uns.“

In unserer Lesung eben aus dem Römerbrief kam dieses „für uns“ gleich mehrfach vor. Es geht zurück auf das Lied vom Gottesknecht in Jesaja 52/53.: „Er hat unsere Krankheiten getragen und unsere Schmerzen auf sich geladen. – Er wurde durchbohrt wegen unserer Missetaten. – Uns zum Heil kam die Strafe über ihn, durch seine Wunden wurden wir geheilt. – Der Herr ließ ihn treffen die Schuld von uns allen“ – Das alles wird im Neuen

Testament auf Jesus bezogen. Stellvertretend „für uns“ übernahm er die Schuld und die Strafe; stellvertretend „für uns“ ist er gestorben und auferstanden.

Dass dies gut christlicher Gedanke ist, das ist allen geläufig, die im christlichen Glauben groß geworden sind. Bekannt ist der Gedanke, aber ist er auch einsichtig? Dass ein anderer nicht für mich, - nicht an meiner Stelle – essen kann, erschient doch als selbstverständlich; dass ein anderer nicht für mich – nicht an meiner Stelle – krank werden kann oder sterben kann, erscheint doch als selbstverständlich. Das muss ich schon selber tun.

Aber genau das sagt das Glaubensbekenntnis: Er ist für uns Mensch geworden, stellvertretend für uns den Tod gestorben und für uns auferstanden. Und wir versuchen, uns ihm eng anzuschließen – in der Hoffnung, dass auch wir gerettet werden.

Gut christlich also ist der Gedanke. Aber wie soll man das einem Kind erklären? Oder einem Ungläubigen? – Aus zeitlichen Gründen kann ich das jetzt nicht vormachen, vielleicht denken Sie zu Hause selbst einmal darüber nach. Und vielleicht stoßen Sie dabei auch auf den anschließenden Gedanken: Als Christen sind wir berufen, in seine Stellvertretung mit einzutreten, und wirksam zu werden stellvertretend für andere. Aber darüber bei anderer Gelegenheit

Petrus und der Papst in Rom - 61

Wenn evangelische Christen ein Foto oder Fernsehbilder mit der Kuppel des Petersdomes in Rom sehen, dann kommt bei manchem ein bitteres Unbehagen auf: Dies ist das Baudenkmal, das seinerzeit den Anlass zur Glaubensspaltung gab und das bis heute als Symbol für das typisch Katholische steht. Damit verbunden sind all die seltsamen Vorstellungen, die Andersgläubige sich von Papst und Papsttum machen und die offenbar kaum auszurotten sind, zumal sie ja auch hin und wieder neue Nahrung bekommen.

Ausgangspunkt jedenfalls ist die Gestalt des Petrus im Neuen Testament. Er spielt da offenbar eine besondere Rolle. Gerade deshalb erwähnen die

Evangelisten nicht nur seine Stärken, sonder auch seine Schwächen, - Das Entscheidende aber sind die Aufgaben, die Jesus ihm überträgt. Bis dahin sind sich die Christen ziemlich einig.

An *einer* Frage aber scheiden sich die Geister: War das, was Jesus dem Petrus übertragen hat, speziell nur für ihn gedacht oder sollten es Funktionen sein, die auch in späteren Generationen jeweils von einem Nachfolger auszuüben waren? – Die erste Ansicht vertreten die evangelischen Kirchen; die zweite Ansicht vertreten die Katholiken und die Orthodoxen. Für beide Auffassungen gibt es gute Gründe. Eine zwingende Eindeutigkeit ist kaum erreichbar.

Drei Bibelstellen will ich herausgreifen, um die besondere Rolle des Petrus zu verdeutlichen. Das ist zunächst unser heutiges Evangelium: die Szene bei Cäsarea Philippi. – Das Wort Kephas/Petrus heißt auf Deutsch „Fels“. Petrus soll aber nicht nur „Fels“ heißen, er soll auch Fels sein: schwer, wuchtig, unverrückbar, stabil. Er soll der ruhende Pol sein, um den die Gläubigen sich versammelt, - damit der Verein nicht auseinander läuft, damit sich jeder seine eigene Religion zusammenschustert – Wir bleiben zusammen – bei allen Unterschieden im Einzelnen. – Das könnte auch heute eine wichtige Aufgabe für jeden Papst sein.

Die zweite Bibelstelle kennen wir aus der Passionserzählung des Lukasevangeliums: „Simon, Simon, der Satan hat verlangt, dass er euch sieben dürfe wie den Weizen. Ich aber habe für dich gebetet, dass dein Glaube nicht wanke. Und wenn du dich wieder bekehrt hast, dann stärke deine Brüder.“ *(Lk 22, 31f)* – In besonderer Weise also hat Jesus für ihn gebetet, dass sein Glaube fest verwurzelt sei. Und er hat ihm aufgetragen, die andern im Glauben zu stärken. – Auch dies könnte eine Aufgabe für jeden Papst sein: die andern im Glauben zu stärken. – durch sein Vorbild, durch seine Predigt, durch Enzykliken und Bücher. Und selbst, wenn man im Einzelnen anderer Ansicht sein sollte, - die Auseinandersetzung mit einem Thema oder mit einer Problematik, auch sie könnte ein Stück „Stärkung im Glauben“ bedeuten.

In diesem Zusammenhang einen kurzen Hinweis auf das Wort „unfehlbar“. Das kling unerträglich oder wenigstens missverständlich. Natürlich ist auch ein Papst ein normaler Mensch und deshalb fehlbar und sündig wie alle anderen auch. Aber wenn es um letzte Glaubensfragen geht, dann hat er eine besondere Funktion: Wenn Christen sich um den rechten Glauben streiten, wenn die eine Deutung gegen die andere steht, dann steht ihm das Urteil zu „in letzter Instanz“. Seine Entscheidung beendet den Streit. „Roma locuta causa finita.“ Wenn der Papst das abschließende Urteil gesprochen hat, dann ist die Sache abgeschlossen; dann kehren wir zurück im den normalen Alltag. – Vielleicht kann uns dieser Hinweis helfen, mit dem Wort „unfehlbar“ anders umzugehen.

Die dritte Bibelstelle findet sich bei Johannes in der bekannten Erzählung nach der Auferstehung, wo Jesus den Petrus dreimal fragt: „Liebst du mich?“ Dabei erteilt er ihm dreifach den Auftrag, seine Lämmer und Schafen zu weiden. –Wer da mit Lämmer und Schafen gemeint ist, bleib unter den Schriftauslegern strittig. Jedenfalls erhält Petrus den Auftrag, sich um Jesu Lämmer und Schafe zu kümmern. Ein umfassender Auftrag zur Sorge, zur Seelsorge, zur Fürsorge, ein Auftrag, der es nahelegt, dass er auch über den Tod des Petrus hinaus bestehen bleibt. – Auch könnte es sein, das der Auftrag sich nicht nur auf innerkirchlichen Bereich bezieht. Die Appelle der Päpste, sich einzusetzen für den Frieden in der Welt, für sozialen Ausgleich und für Respekt vor jedem Menschenleben, könnten hier ihre legitime Wurzel haben.

Bei all dem Pomp, der um Petersdom. Vatikan, Papst und Kardinäle herumgewachsen ist, tut es vielleicht gut, sich einmal auf diese Kernaufgaben eines Papstes zu konzentrieren. Die Gestalt des Apostels Petrus, wie er uns im Neuen Testament begegnet, ist dafür der Ausgangspunkt. An ihn wollen wir uns heute an seinem Festtag erinnern.